Wie Veleda neben Civilis steht, so steht die jungfräuliche Seherin Ganna in enger Beziehung zu dem Semnonenkönig Masyos. „Die Beinamen all dieser Sibyllen Veleda, Albruna, Ganna, Waluburg, Gambara, enthielten dann (wenn die heute angenommenen Erklärungen dieser Namen zu Recht bestehen) jedesmal „den Hinweis auf ihren Beruf", wären gewissermaßen Amtsbezeichnungen, deren Menge, die sich durch das Nordische noch vermehrt, bezeichnend für die Bedeutung der Institution in Altgermanien wäre. Amtsbezeichnung und natürlich ebenfalls von „völr" (Stab) abzuleiten ist dann selbstverständlich auch das neben spákona gebräuchlichste altnordische Wort für Seherin „Völva". Die Stellung der Seherin neben dem König wird durch den nordgermanischen Mythos bestätigt, der von Odins, das heißt des Götterkönigs Verhältnis zu Seherinnen zu berichten weiß. Zum Schluß weist Naumann darauf hin, wie das germanische Königtum dem Altgriechischen nahe verwandt ist, ebenso eine ähnliche Stellung der Seherin in Altgriechenland sich beobachten läßt. Die delphische Seherin gleicht Veleda, freilich ist ihre Stellung geringer, „nur die einer Interpretin und Funktionärin des übermächtigen Gottes". Entsprechungen der germanischen Seherinnen und ihrer Stellung neben dem König lassen sich auch in Altrom nachweisen (Numa-Egeria, Tarquinius Priscus-Tanaquil). Egeria scheint von einer Seherin zu einer Göttin aufgestiegen zu sein. „Aber der ungemein starke Institutionswert, den das germanische Seherinnenwesen besitzt, fehlt doch hier auch, wie im Griechischen so im Römischen." — Ardiger. — R. von Kienle, **Das Auftreten keltischer und germanischer Gottheiten zwischen Oberrhein und Limes.** Nach gründlicher Untersuchung aller in Frage kommenden Inschriften kommt Kienle zu folgendem Ergebnis: „Die keltischen Religionsäußerungen der oberrheinischen Weihesteine zeigen eine klare Begrenztheit auf verschiedene Gebiete, in denen sie sich besonders stark äußern, während sie in anderen wesentlich dürftiger vertreten sind. Andere Landschaften dagegen zeigen eine ebenso deutliche Anhäufung von Weihungen an Jupiter Optimus Maximus, die nicht dem Heere entstammen und die sich zum Teil wenigstens in eine provinzielle Sonderform kleiden. Wir haben den Versuch gewagt, hinter ihnen germanische Religionsäußerungen zu sehen. Danach wäre also noch im 2. und 3. Jahrhundert n. Ztw. eine stärkere Sonderung zwischen germanisch besiedelten und nicht germanisch besiedelten Gebieten festzustellen. Die Gebiete keltischer Äußerungen fügen sich deutlich zu denen belgischer Stämme, wie der Mediomatriker und Treverer, nicht aber zu den rein gallischen Helvetiern, Sequaneren und Lingonen." Dieses Ergebnis fügt sich, wie Kienle weiterhin zeigt, ein in das geschichtliche Bild dieses Landstrichs am oberen Rhein. — F. Rud. Lehmann, **Die Religionsgeschichte des Paläolithikums und die Völkerkunde.** Der bekannte Religionswissenschaftler und Völkerkundler bringt in seinem Beitrag, dem ein Vortrag zugrunde liegt, den der Verfasser auf dem 2. internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie in Kopenhagen 1938 hielt, Bemerkungen über die religionswissenschaftliche Beurteilung vorgeschichtlicher Menschenbestattungen und Tierbestattungen, ferner der paläolithischen Kunsterzeugnisse. — Josef Wiesner, **Das altgriechische Totenhaus im Lichte frühgeschichtlicher Volkstumsprobleme.** Verfasser untersucht die Totenhausidee im alten Hellas und versucht eine völkische Zuweisung der Vorstellung, wie sie sich aus dem archäologischen Material Griechenlands für das Alter Europas gewinnen läßt. Seine Untersuchungen ergänzt er in dem Buch „Grab und Jenseits. Untersuchungen im ägäischen Raum zur Bronzezeit und frühen Eisenzeit" (1938). Eine Gräberkunde der historischen Zeit bereitet Wiesner vor. Ob sich das Ergebnis des Verfassers, daß die Totenhausidee nicht indogermanischer Herkunft sei, halten läßt, wird die wissenschaftliche Aussprache über seine als Materialsammlungen jedenfalls wichtigen Arbeiten zeigen müssen.

O. Huth.

Was in Jahrtausenden gewachsen ist, das muß man frei weiter wachsen lassen; wo man aber den deutschen Sittenbaum ins Treibhaus der Betriebsamen stellt, da bringt er zuerst wohl außerordentliche, noch nie dagewesene Früchte hervor, fast wie Apfelsinen so schön und gelb, aber deutsche Äpfel des Lebens sind's keine, und nachher stirbt er ab.

E. Weiß

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Mai Heft 5

Lob des germanischen Schwertes

Von Horst Ohlhaver

Der Mönch Theophilus war ein welterfahrener Mann seiner Zeit. Er schuf in seiner Schedula diversarum artium eine Darstellung und Anleitung des Kunsthandwerkes, die uns einen großartigen Einblick in die Technik des 10. Jahrhunderts gibt. Und wenn er in diesem Werk erklärt, die Arbeit in Eisen sei eine Besonderheit Deutschlands[1], so stellt sich dieses Lob als heimische Äußerung sehr gut neben die Berichte aus fernen Landen über die germanische Eisen- und Schwertschmiedekunst des ausgehenden Altertums.

Die Franken und Wikinger sind vornehmlich in aller Munde. Seit dem Fall der Römerherrschaft standen den nieder- und mittelrheinischen Germanen die reichen Erzvorkommen der Gebiete unumschränkt zur Verfügung. Und waren in früherer Zeit — soweit uns heute Kenntnisse über die wenig erforschten Dinge zur Verfügung stehen — Kelten und Römer die Herren des Eisens im Westen und Süden der deutschen Lande gewesen, so gingen alle diese Industrien in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends, selbst die oberitalischen, in die Hände der Germanen über. Dagegen scheint sich die Bedeutung der einzelnen Vorkommen auch in den Zeiten geändert zu haben. Pfalz und Donaumoos sind Kerngebiete keltischer Eisenarbeit, von denen das Sumpferz im Donaumoos nach dem Verlöschen keltischer Macht auch vollkommen seinen Wert in der damaligen Industrie verloren hat. Die Römer setzten sich in erster Linie in der Pfalz und im Noricum, etwa der heutigen Steiermark, mit ihren Fabriken fest. Später wurden im Rheingebiet und Westfalen den Franken die wesentlichsten Eisenverarbeitungsstätten. Hier entstanden in großen Mengen die kostbaren Klingen, die einen wesentlichen Ausfuhrartikel des fränkischen Reiches darstellten. Abnehmer waren die Wikinger des Nordens, die dann in eigenen Waffenschmieden den Klingen Griff, Knauf und Parierstange, dazu die Scheide gaben. Sie waren die eigentlichen Waffenhändler der damaligen Zeit. Mit ihren Zügen gelangte das ursprünglich zum größten Teil fränkische Gut weit nach Osten in ostdeutsche, polnische und russische Lande, wie nach dem Orient[2]. Wo aber fränkische und wikingische Schwerter in die Hände fremder Völker kamen, riefen sie Lob und höchste Bewunderung hervor.

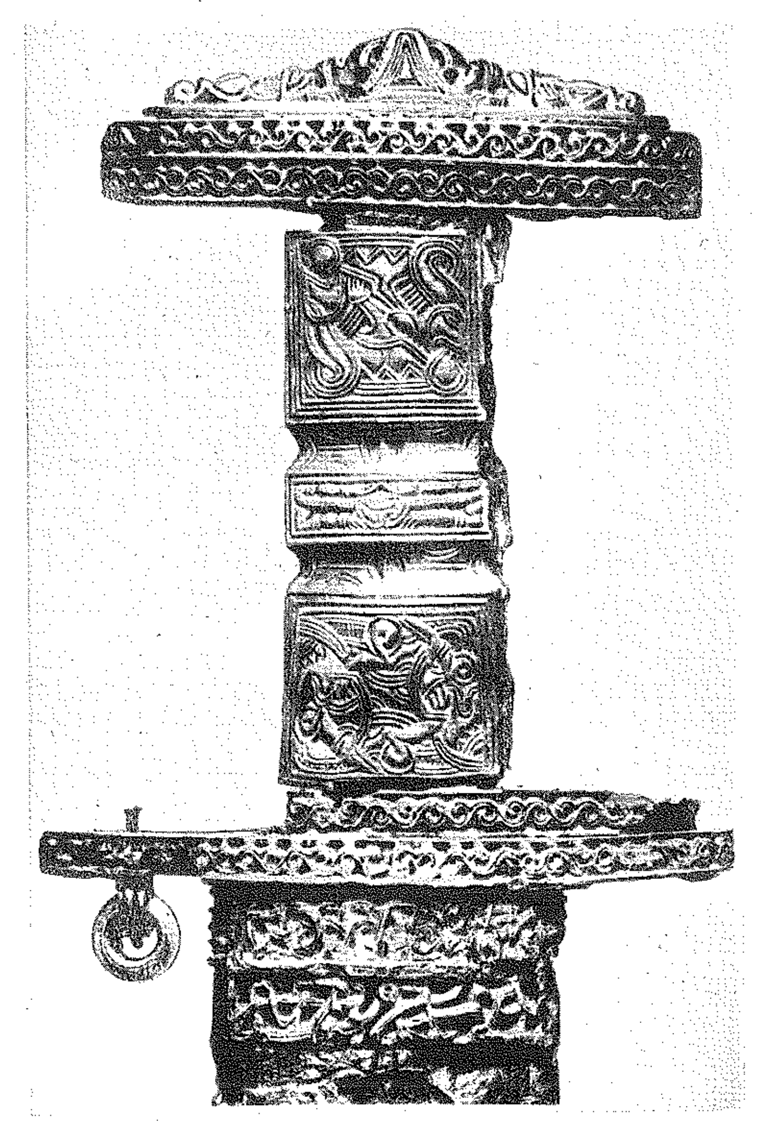


Abb. 1. Germanischer Schwertgriff mit Goldbelag aus dem Snartemo-Fund, Haegebostad, Vest-Agder, Norwegen

Die Träger der besten eisenbearbeitenden Kultur im damaligen Europa werden in den Berichten arabischer Kaufleute als Franken und Rūs bezeichnet, wobei wir unter den letzten ohne allen Zweifel die Waräger (Norweger) zu verstehen haben[3]:

Was die fränkischen und die Schwerter der Rūs anbelangt, so sind beide aus einem aus Weicheisen und Stahl zusammengesetzten Material geschmiedet. Die fränkischen Schwerter sind an der Seite nach dem Griff zu breit, und an der nach der Spitze zu schmäler. Sie sind von der Gestalt der „edlen" Schwerter aus Jemen und haben in ihrer Fläche eine breite Blutrinne, die wie ein reiner Wasserstrom aussieht. Ihr Damast ähnele dem seltsamen Muster der ṭabaristanischen Kleiderstoffe und den zusammengesetzten Panzerringen und habe eine weiße Färbung. Der Untergrund des Damastes erscheine nach der Beimengung von Zusätzen rot, vor der Beimengung derselben sei auf dem Untergrund nichts zu sehen. In dem Oberteile dieser Schwerter befänden sich mit Messing oder mit Gold versehene Halbmonde oder Kreuze. Was die Schwerter der Rūs beträfe,

so sei ihr Eisen dem der fränkischen ähnlich, aber ihre Dekoration sei kleiner (feiner), glänzender und von einer seltsamen Kunst. Sie seien von gleichmäßiger Breite, ihre Spitzen seien nicht abgerundet, und nur selten sei ein Schwert nach der Spitze zu etwas schmäler. Sie haben keine bildlichen Darstellungen und keine Kreuze. Ihre Parierstangen seien denen der jemenischen und fränkischen ähnlich, mit dem Unterschied, daß die fränkischen Schwerter reichere Parierstangen haben. Im Westen seien beide gleich. So berichtet Kindī.

Daneben steht die Beschreibung Bīrūnīs: Die Rūs machten ihre Schwerter aus Stahl, hätten aber, um sie widerstandsfähiger und weniger zerbrechlich zu machen, die Stelle der Blutrinne in ihrer Mitte aus weichem Eisen geschmiedet, weil der orientalische Stahl der Kälte des nordischen Winters nicht widerstehen könne. Als die Rūs den echten Damast gesehen hätten, hätten sie für die Stelle der Blutrinne ein Gewebe erfunden, das aus langen Drähten von beiden Sorten des Eisens, nämlich Stahl und Weicheisen bestünde. Bei der Zusammenschweißung hätten sich dann merkwürdige und elegante (sinnreiche) Dinge ergeben, wie sie auch beabsichtigt gewesen seien. Und Naṣīreddīn al-Ṭūsī spricht von fränkischen Schwertern, die aus einem äußerst weichen Eisen geschmiedet seien; sie seien so scharf, daß ein Eisenstück nicht seinem Schlag widerstehen, und so biegsam, daß man sie wie Papier zusammenbiegen könne. Die Ausfuhr dieser Schwerter nach den islamischen Ländern sei verboten, und eines von ihnen koste tausend ägyptische Dinar[4].

Den Bewohnern Rußlands waren solche Waffen nicht zu eigen. Sie waren mit Speer und Schild ausgerüstet und versuchten Schwerter zu erlangen, wo es ging. Und „Schwerter von glänzenden Eigenschaften" konnten sie nur durch Grabraub aus den Gräbern der Wikinger erhalten. So ist der Held der russischen Volksdichtung mit einem Schwerte bewaffnet, das ihm kein berühmter oder sagenhafter Schmied verfertigt, sondern aus einem Grabhügel hervorgeholt wurde[5].

Wenn uns diese Berichte die Wertschätzung germanisch-fränkischer und wikingischer Klingen zeigen, wenn wir ihren guten Ruf selbst im fernen Orient hören, so fehlt es uns nicht an Lobpreisungen der Waffen aus germanischem Bereich selbst.

Da ist ein Brief Theoderichs an den König der Guarni, ein Dank für Waffengeschenke, die ihm überbracht worden waren:

„An den König der Guarni König Theoderich. In brüderlicher Gesinnung habt ihr uns Jünglinge gesandt, leuchtend durch den Adel ihrer Erscheinung, und Schwerter, welche sogar Rüstungen durchschneiden und kostbarer sind durch die Beschaffenheit des Eisens als durch den Wert des Goldes. Ihre hellpolierte Fläche glänzt in der Masse, daß sie das Antlitz des Beschauers klar widerspiegelt, und ihre Schneiden gehen so gleichmäßig scharf zu, daß man meinen könnte, sie seien dem Gußofen entstammt und nicht aus einzelnen Stäben zusammengesetzt. In ihrer mit schönen Rinnen versehenen Mitte glaubt man kleine Würmer sich kräuseln zu sehen, und so mannigfaltig ist die Schattierung, daß es scheint, als ob das leuchtende Metall von verschiedenen Farben durchwoben sei. Euer Schleifstein hat dasselbe so sorgfältig gereinigt, euer ausgezeichneter Sand hat es so kunstvoll poliert, daß er das glänzende Eisen gewissermaßen zu einem Spiegel für Männer gemacht hat. Eure Heimat ist also von der Natur so reichlich bedacht worden, daß sie euch dadurch berühmt gemacht hat: Schwerter, welche ihrer Schönheit nach aus der Werkstätte Vulkans stammen könnten, und die mit so eleganter Kunstfertigkeit ausgeführt sind, daß das, was von Hand geformt ist, nicht ein Werk sterblicher Menschen zu sein scheint, sondern göttlichen Ursprungs. Wir nehmen daher gerne eure Waffen entgegen, die alle eure Gesandten uns überreichen als Zeichen gebührender Begrüßung und als ein gutes Mittel zur Erhaltung des Friedens, und wir überreichen euch ein gleichwertiges Gegengeschenk, das von euch ebenso gerne möge in Empfang genommen werden, als euer Geschenk uns angenehm war. Möge die Gottheit die Ein-

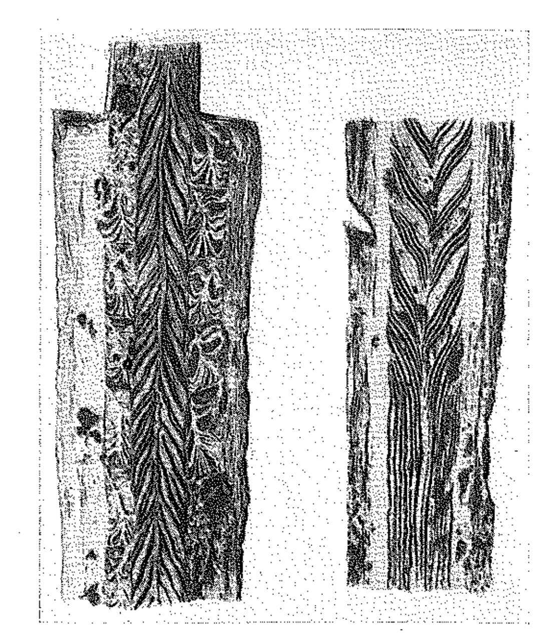


Abb. 2. Wurmbunte Klingen

tracht beschützen, daß wir unsere Völker dankbaren Sinnes vereinigen können, damit jeder, auf den anderen vertrauend, seinen wechselseitigen Verpflichtungen nachkommen kann[6]."

Elastizität, Schärfe und germanischer „Damast" sind die Eigenschaften, die immer wieder hervorgehoben und — da sie ja auch das Wesen eines Schwertes ausmachen — ins Sagenhafte gesteigert werden.

Als Ludwig der Deutsche Schwerter erprobte — so erzählt uns der Mönch von St. Gallen —, die ihm die normannischen Könige als Zeichen der Huldigung darreichten, wie Diener dem Herrn Messerchen mit dem äußersten Ende anzubieten pflegen, erfaßte er eines am Griff und versuchte, die Klingenspitze zum Griff zu biegen: aber sie zerbrach unter den Händen, die stärker waren als Eisen. Da zog einer der Gesandten sein Schwert aus der Scheide und überreichte es nach Diener Weise zu seinem Gebrauch: „Herr", sprach er, „ich glaube, diese Klinge werdet ihr biegsam und starr finden nach dem Willen Eurer siegreichen Rechten." Ludwig nahm sie und zog sie von der äußersten Spitze bis zum Heft wie eine Weidenrute zusammen und ließ sie dann allmählich zum großen Erstaunen der Gesandten zur früheren Gestalt zurückkehren. Und da er ihr Gold des Tributs vorher hatte auf den Boden schütten und mit Füßen treten lassen, riefen sie: „O daß doch unseren Füßen das Gold so verächtlich erschiene und das Eisen so köstlich!"[7]

An dieser Eigenschaft der Klinge hing die Entscheidung. Darum gab ein Wikinger seinem Schwerte den Namen „Der Abprallende" und ein anderer nannte es wegen seiner Biegsamkeit „Mistelzweig"[8]. Und in einer der norwegischen Sagas wird uns eine der obigen Begebenheit sehr ähnliche erzählt: „Der Jarl sprach: ‚Ein hochberühmter Mann bist du, Thorstein! Aber dies Schwert taugt dir nichts gegen Moldi; ich will dir zeigen, was es taugt.' Er ergriff die Klinge und bog sie zusammen, so daß die Spitze auf dem Griffe lag, ließ sie dann wieder zurückspringen; da war die Spannkraft weg[9]." An einer anderen Stelle heißt es: „Aber Steinthors reich geschmücktes Schwert taugte nicht zum Streit, wenn es die Schilde traf, und er mußte es oft unter seinem Fuß wieder geradebiegen[10]."

Wie in dem Vergleich mit der Weidenrute sich das höchste Ziel der Elastizität verkörpert, so in den aus verschiedenen Sagen überlieferten Haar- und Daunenproben der Schärfe eines Schwertes. Wie es aber technisch möglich wäre, daß eine Waffe aus Stahl weiches Eisen zerschneidet, so bleibt das Durchschlitzen einer Feder in fließendem Wasser eine übertreibende Darstellung der Sage. „König Athelstan schenkte Hakon ein Schwert, dessen Heft und Griff aus Gold waren. Das Beste daran aber war doch die Klinge. Damit konnte Hakon einen Mühlstein bis zum Auge durchhauen. Deshalb nannte man das Schwert später ‚Mühlsteinbeißer'. Kein besseres Schwert kam je nach Norwegen[11]."

Die dritte, weitgerühmte Eigenschaft ist der germanische Damast, die sogenannten „wurmbunten Klingen". Aufgekommen soll der Begriff „wurmbunt" durch eine Klingenschilderung im Beowulf sein, wo das Gekräusel der verschiedenen Eisenarten in der Mitte den Anblick kriechender Würmer gibt, doch ist die Beziehung dieser Stelle (Beowulf 1699)

durchaus nicht sicher[12]. Erzielt wurde die Wirkung durch Zusammenschweißen verschieden harten Eisens in Form dünner Stäbe, die dann gedreht, gebogen oder auf sonst eine einer Werkstatt eigenen Art bearbeitet wurden. War das Mittelstück der Klinge geschmiedet, wurden seitlich Stahlschneiden angefügt oder oft auch vorher auf das wurmbunte Innere des Schwertes ein dünnes Eisenblatt aufgelegt[13]. Wie dem auch sei, das bezeichnende Merkmal spätgermanischer Klingenschmiedekunst hat seine Wirkungen weit ausgedehnt. Wie es die Bewunderung Theoderichs und die der Araber hervorrief, so wählten die Germanen nach diesen Eigenschaften die Namen. Falk hat in der Altnordischen Waffenkunde nicht weniger als 176 Schwertnamen aus dem norwegischen Altertum aufgezählt, und aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt sind uns auch eine ganze Reihe bekannt[14]. Da können die vielen Wörter, die eigentlich Schlangennamen sind, auf die Klingen bezogen werden. „Reihe gemähten Grases oder geschnittenen Korns" gibt sehr treffend die tannenzweigähnliche Gliederung einer germanischen Damastart wieder. Oder auch „Wasserwirbel", „zurückgehende Strömung" ist zu finden[15]. Es bleibt, daß die Überzahl nordischer Schwertnamen lobend einer besonderen Eigenschaft der Waffe gedenkt.

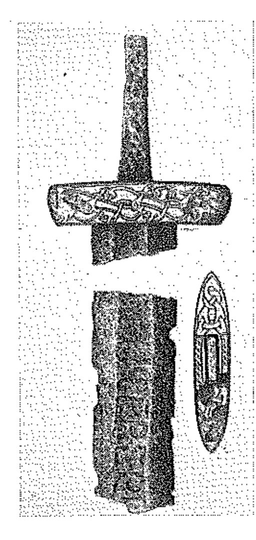


Abb. 3.
Wikingerklinge mit Inschrift aus O. Alm, Stange, Hedmark, Norwegen

Kein anderes Volk hat seine Waffen so in Sage und Dichtung aufgenommen wie die Germanen. Mehr als Beschreibungen und Auseinandersetzungen sagt die kleine Begebenheit über die Verbundenheit des Germanen mit seinen Waffen aus, die Prokop uns von Geiserich berichtet, als er einmal einen Gast in die Waffenkammer führte: die Waffen hätten sich von selbst gerührt und ungewöhnliches Geräusch gemacht. Die vielen Schwertnamen sprechen keine andere Sprache. Als die Wikinger durch Verbot den Bewohnern Grönlands keine Waffen mehr lieferten, als Karl der Große vorher die Ausfuhr zu Slawen und Awaren untersagte[16], später, im Jahre 864, den Erlaß auf die Wikinger ausdehnte[17], war das alles nur eine verständliche Schutzmaßnahme gegen die gefährlichsten Nachbarn und Feinde. Das Lob des Schwertes bestand aber weiterhin.

---

[1] W. Theobald, Theophilus Presbyter, Diversarum artium schedula. Technik des Kunsthandwerks im 10. Jahrhundert. Berlin 1933.

[2] Boeheim, Die Waffe und ihre einstige Bedeutung im Welthandel, Zs. f. historische Waffenkunde 1, 1897—99, S. 171ff.

[3] A. Zeki Validi, Die Schwerter der Germanen, nach arabischen Berichten des 9.—11. Jahrhunderts, Zs. d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch. 90, 1936, S. 22.

[4] Zeki Validi, S. 24f., 27 und 29.

[5] W. Arendt, Das Schwert der Wäringerzeit in Rußland, Mannus 25, 1933, S. 156, 157 und 172.

[6] Wegeli, Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen, Zs. f. historische Waffenkunde 3, 1902—05, S. 180.

[7] Nach San Marte, Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters, 1867, S. 127.

[8] Falk, Altnordische Waffenkunde, Videnskapsselskapets Skr. II, Nr. 6, Kristiania 1914, S. 47 und 56.

[9] Thule XI, S. 245.

[10] Thule VII, S. 111.

[11] Thule XXIV, S. 130.

[12] Siehe: Stjerna, Hjälmar och svärd i Beowulf, Studier tillägnade O. Montelius, 1903, S. 112.

[13] Rhode, Schmiedetechnik der wurmbunten Klingen, Zs. f. histor. Waffen- und Kostümkunde, N. F. 4, 1932—34.

[14] Marstrander, Germanische Waffennamen aus römischer Zeit, Norsk Tidskr. f. Sprögvidenskap 3, 1929, S. 218ff.

[15] Falk, S. 18ff.

[16] Rose, Römisch-germanische Panzerhemden, Zs. f. histor. Waffenkunde 4, 1906—08, S. 1ff.

[17] Wegeli, S. 183.

Funkensonntag in Vorarlberg

Von Richard Wolfram, Wien

So weit die deutsche Zunge klingt leuchten im Norden und Westen bis nach dem äußersten Süden Frühlingsfeuer: von Friesland und Schleswig-Holstein, links der Elbe hinunter bis nach der Schweiz, dem Vinschgau und dem Burggrafenamt. Auch anschließendes romanisches Land einschließlich Burgund kennt die gleiche Sitte. Sie umspannt einen größeren Zeitraum vom Anfang Februar bis zum 1. Mai, bildet jedoch wesensgemäß eine Einheit. Das zeigt besonders deutlich ein Vergleich der beiden größten Gruppen, der Fasnachts- und der Osterfeuer, die in allen wesentlichen Einzelheiten des Brauches völlig übereinstimmen. Nördlich der Linie Marburg, Eisenach, Merseburg, Dessau herrschen die Osterfeuer, südlich davon die Fasnachtfeuer, doch finden wir eingesprengte Osterfeuergebiete auch zwischen Rothenburg und Nördlingen, um Augsburg, sowie Kärnten und Steiermark. Im Lavanttal pflegt jeder Bauer in der Nacht von Karsamstag auf Ostersonntag auf einem seiner Äcker ein Feuer zu entzünden, das er mit seinem Gesinde dreimal umschreitet, während sich die Jugend im Drehen und Schwingen der oft gewaltig großen brennenden „Osterbesen" übt. Dazu dröhnen die Böllerschüsse und fliegen in der Gegend von St. Lambrecht die brennenden Scheiben. Bei allen Osterfeuern wird zuerst gebetet, dann gesungen und gejodelt[1]; über das Osterfeuer gehaltenes Fleisch gilt in manchen obersteirischen Gegenden als geweiht[2]. Die kirchliche Weihe, die sich häufig findet, ist also offenbar später dazugekommen.

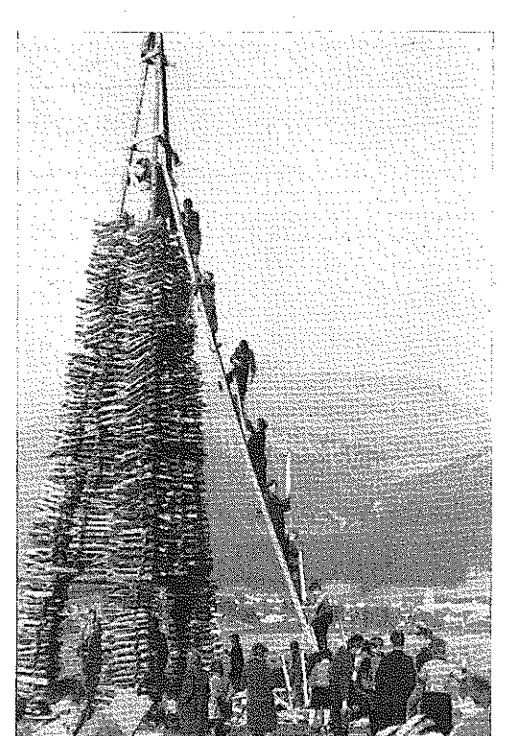


Abb. 1: Von Hand zu Hand wandern die Scheiter beim Funkenbau

Aufn. Dr. R. Wolfram

Nicht anders erscheinen die hellen Frühlingsboten am Sonntag Invocavit, der „alten Fasnat" oder dem Funkensonntag, wie der erste Sonntag nach Aschermittwoch im Volke auch heißt. Wo immer man da in Süd- und Westdeutschland seinen Standpunkt wählt, der Anblick wird feenhaft sein. Von den Bregenzer oder Feldkircher Bergen sieht man Feuer auf Feuer auflohen. Der Gebirgszug des bayerischen Allgäu bis zum Pfänder, das Liechtensteinische Hügelland, die St. Galler und Appenzeller Bergkette bis weit ins Glarner und Bündnerland sind mit „Funken" besät — wie die Feuer hier heißen — desgleichen das Vorarlberger Hinterland mit allen Seitentälern: Montafon, Walsertal, Klostertal, Brandner Tal usf. Auch jenseits des Bergkammes im Oberinntal und bis nach Südtirol sind die Flammenpünktchen ausgestreut. Nicht anders das Bild, wenn man etwa das Ulmer Münster als Hochsitz wählt: Donau auf- und abwärts, in den Seitentälern, an den

[1] Im Walsertal werden auch beim Funkenfeuer besondere Jodler gesungen. Mitteilung von Schulleiter E. Ganahl.

[2] Vgl. Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz 1924, S. 34.

Berghängen der Rauhen Alb, des Schwäbischen und Bayrischen Jura sind die Terrassen mit Funken dicht besetzt. Nach dem Süden öffnet das Illertal eine breite Lichtstraße mit zahllosen Flammenzeichen längs des uralten Heer- und Handelsweges vom Norden nach dem Süden. Im Odenwald und im Nassauischen, in der Rhön und Vogelsberg, in der Westeifel und Rheinpfalz, aber auch dem vorarlbergischen Walsertal, dem Luzerner Hinterland und in Tirol brennen nicht bloß die gewaltigen Feuer und werden Fackeln geschwungen. Auch große, strohumwundene und pechgetränkte Räder rollen den Berghang hinab, feurige Streifen zurücklassend, „als ob die Sunn von dem Himmel lieff", wie dies bereits Sebastian Franck 1534 in seinem „Weltbuch" trefflich bezeichnet. Durch die Luft aber zischen in feurigem Schwung glühend gemachte Holzscheiben, die von einem Haselstock rollend über ein Brett ab-

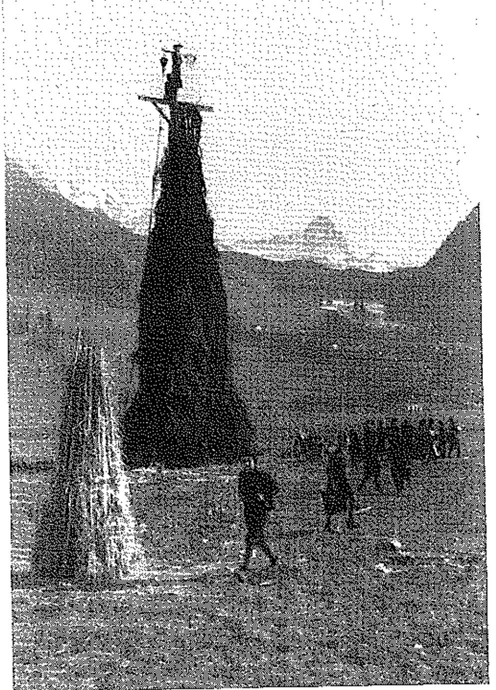


Abb. 2: Der fertige Funken mit der Reisigverkleidung und der „Hexe". Im Vordergrund einer der 4 Holzstöße zum Entzünden der Fackeln.

Aufn. Dr. R. Wolfram

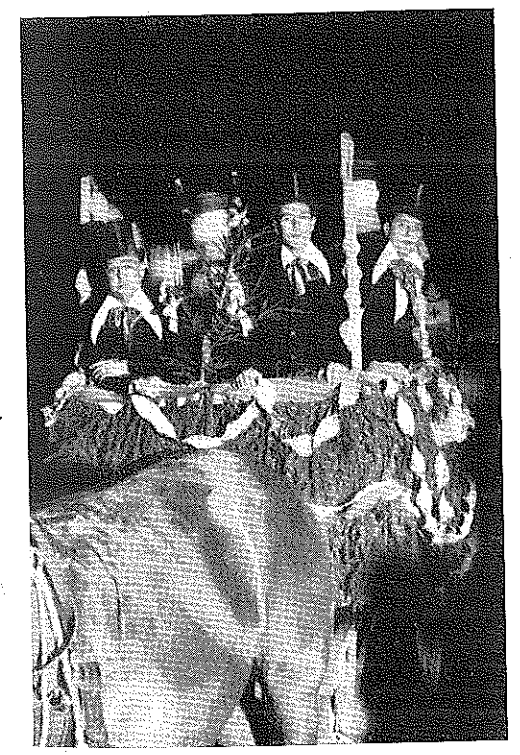


Abb. 3: Vom Kanzlerwagen hält der Funkenkanzler das Rügegericht

Aufn. Dr. R. Wolfram

geschlagen werden. Wie alt dieser Brauch ist, können wir aus einer Nachricht des Jahres 1090 ersehen, daß in diesem Jahre das Kloster Lorsch durch eine solche am 21. März (Frühlingsanfang!) geschlagene Scheibe in Brand gesteckt wurde. Unzweifelhaft haben wir in diesen Feuerbräuchen ein Stück unserer alteinheimischen Frühlingsfeier vor uns, dem als nächster Abschnitt im Mai das Einholen des Sommergrüns folgt. Man muß nur einmal dabeigewesen und nach all den fröhlichen und arbeitsamen Vorbereitungen erwartungsfroh zum „Funken" hinausgezogen sein und das sprühende Feuer und die kreisenden Fackeln gesehen haben, ringsum in Tal und Höhen aber die Lichtsignale der übrigen Funken; dann versteht man, daß das Volk von dieser Feier nicht abzubringen war. Übergewaltig spürt man: hier schlägt unser altes Herz, unverändert durch die Jahrtausende.

An Ausrottungs- und Unterdrückungsversuchen hat es wahrlich nicht gefehlt. Man vergleiche die Listen kirchlicher und weltlicher Verbote gegen die „mißbrüch vnd aber glaubischen sachen mit den faßnacht füwren", die schon 1476 als alte „Gewohnheit" bezeichnet werden[3]. Wie wenig das alles fruchtete, zeigt eine ergötzliche Eintragung in den Bludenzer Ratsprotokollen. Am 13. März 1610 heißt es, daß das Scheibenschlagen streng verboten sei. Am 20. März muß die Strafuntersuchung wegen des doch stattgefundenen Scheibenschlagens ausgesetzt werden, weil beide Söhne des Bürgermeisters mit dabei waren[4]. Besonders ärgerlich war der Kirche, daß der Brauch, der ja mit Tanz und Lustbarkeit endet, bereits in die Fastenzeit fällt. Sie hat sich aber hier nie durchsetzen können.

Was mit all diesen Feuerbräuchen gemeint ist, läßt sich leicht verstehen. Recht deutlich sagt es der Segensspruch beim Scheibenschlagen, der aus Tirol wie aus dem Prätigau überliefert ist:

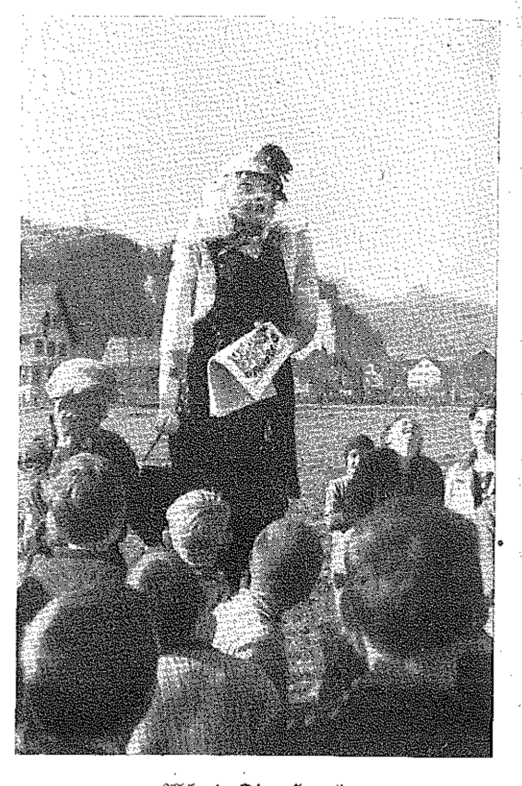


Abb. 4: Die „Hexe"
Aufn. Dr. R. Wolfram

Flack us, flack us,
über alle Spitz und Berg us!
Schmalz i dar Pfanna,
Kara (Korn) i dar Wanna,
Küachli i dar Schüßla,
Pflueg i dar Erda;
Gott all's grôta lôt (geraten läßt)
Zwüschat alle Stega und Wega!

Die Wiederkehr des lebenweckenden Sonnenlichtes in manche enge Bergtäler ist etwas, dem die Menschen sehnend entgegenharren. Im Montafon wissen die Kinder genau den Tag, an dem die Sonne zuerst wieder bis zum Zaun kommt, dann bis zur Türe usf.

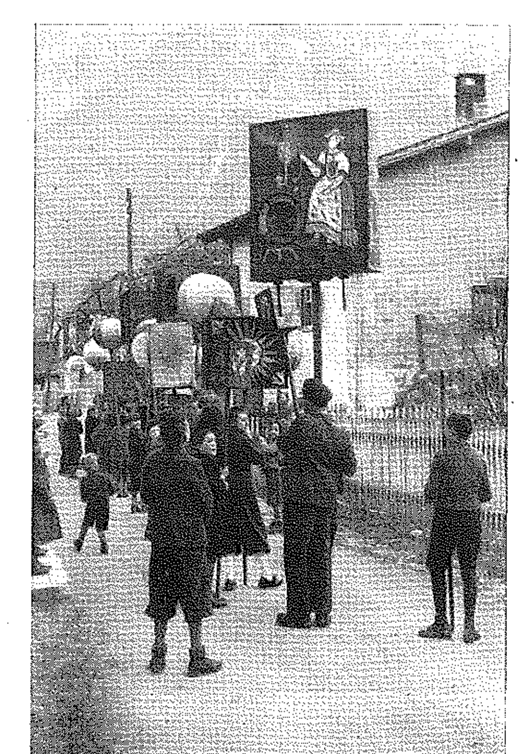


Abb. 5: Die „Pumen" in Bürs mit der „Spinnere"
Aufn. Dr. R. Wolfram

[3] E. Hoffmann-Krayer, Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz, Schweizerisches Archiv für Volkskunde I, 1897, S. 181f.; ferner H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin 1931, S. 245ff.

[4] Mitteilung von Stadtarchivar A. Leuprecht, Bludenz.

Dringt der Sonnenschein zum erstenmal wieder in die Stube, bücken sie sich und nehmen ihn in ihre Hände. Personifiziert wird er sogar als der „heilige Gloribot" begrüßt. Man kniet in der Stube nieder und betet den Sonnenschein an[5].

Sonnenhaft ist offenbar auch das Funkenfeuer. Das Land, über das sein Rauch zieht, ist nach luxemburgischem Volksglauben gesegnet. Um Nürnberg sagte man im 18. Jahrhundert: so weit das Feuer des herabgerollten Rades leuchtet, wird die Frucht schwer. In der Rheinpfalz gilt die vom Feuerrad berührte Flur als hagelgeschützt. Steuert man zum Fasnachtsfeuer bei, so behütet man die eigenen Felder vor Mißwachs[6]. Daß man beim Radwälzen und Scheibenschlagen an die Sonne dachte, zeigen Reime, die früher dabei gesungen wurden:

Sunne, Sunne schîne,
fâr iwwer de Rhîne,
fâr iwwers glockehûs,
kumm bald widder in unser hûs.

Oder:

Liebe, liebe Sonne,
Butter in der Tonne,
Mehl in den Sack!
Schließ das Tor des Himmels auf!
Liebe Sonne komm heraus[7]!

Nach Ansicht des schwäbischen Bauern wird durch das Scheibenschlagen „dem Samen gezunden" oder „gelockt". Wenn die Jugend mit den brennenden Fackeln über die Flur läuft, in der Winterkorn gesät ist, ruft sie auch:

[5] Vgl. A. Helbok, Heimatkunde von Vorarlberg, Heft 8, S. 55.

[6] Freudenthal a. a. O. S. 233, 238f.

[7] E. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, Leipzig 1936, S. 43.

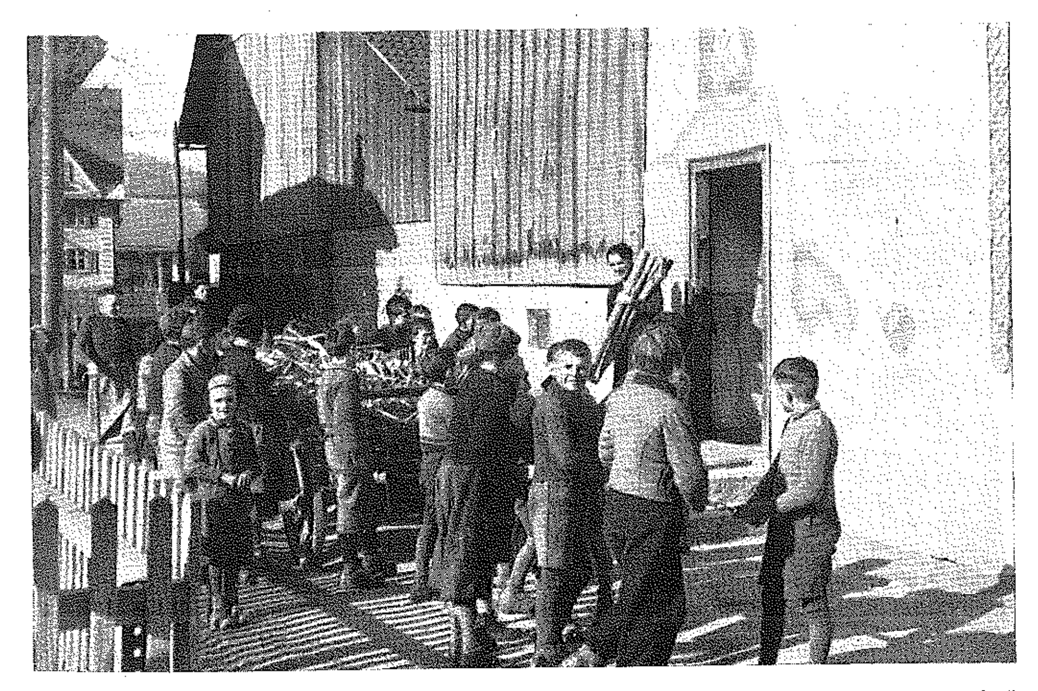


Abb. 6: Mit einem Wagen ziehen die Schulbuben von Haus zu Haus und sammeln Holz für den „Funken"
Aufn. Dr. R. Wolfram

Same, Same reg dich,
Same, Same streck dich[8]!

Daher nennt man den Brauch in Tirol auch das Kornaufwecken. Im Allgäu streuen sie die Asche des Funkenfeuers auf die Getreide- und Flachsfelder, denn „a Funkenasche bringt zehn Garba ein". Wer am Funkensonntag keinen Funken brennen sieht, muß in dem Jahr noch sterben, weshalb auch die ältesten Leute hinausgehen, um wenigstens von fern das heilbringende Feuer zu erblicken[9]. Ähnlich sagten die Alten im Fuchstal und in Tettnang bei Friedrichshafen: wenn der Mensch keinen Funken macht, so macht der Herrgott welche durch ein Wetter. Wer sich nicht beteiligt, muß bald sterben. Mit Andacht und Gebeten muß dieses wundersame Feuer entzündet werden (Luxemburg, Eifel, Baden, Württemberg, Allgäu). Schon eine Züricher Nachricht von 1601 sagt mißbilligend: „man kneüwet vor dem Faßnachtfeuer als vor einem Götzen nieder zu betten; wie und mit was Andacht ist wol zu denken[10]." Das Entzünden geschah im Kanton Appenzell auf die gleiche Weise wie das „Notfeuer" durch Drehen eines schnurumwickelten Holzes in einem Radloch. Auf besondere Weise setzte man übrigens auch das Osterfeuer durch Stahl und Stein oder einen Pistolenschuß in Brand (Ostfriesland, Warburg). Oft ist es der jüngstverheiratete Ehemann, der das Entzünden vorzunehmen hat (Luxemburg, Hotzenwald, Rheinpfalz), vielleicht weil er zur Fruchtbarkeit in besondere Beziehung gebracht wird. Die alte Heiligkeit des Frühlingsfeuers geht auch aus dem Glauben im Sarganserland hervor, daß ihm als „Heidenfeuer" keine Zündgefahr innewohnt und es also keinen Schaden anrichten kann[11].

Als Beispiel für die ganze Gruppe sei das Funkenbrennen in Bludenz und Bürs (Vorarlberg) näher geschildert, wo ich die Bräuche in diesem Jahre aufnehmen konnte. Wenn in anderen Landstädten und Märkten das lustige Faschingstreiben meist keine Beziehung mehr zur ständig in gleichen Bahnen verlaufenden Brauchtumsfasnacht besitzt, ist in Bludenz der Faschingszug noch deutlich dem Feuerbrauch untergeordnet. Wird im Zug doch die von der Gemeinde gespendete Tanne eingeholt, die als Grundpfeiler des „Funkens" zu dienen hat. Früher geschah dies am Fasnat-Zistig (Dienstag), nachdem der Baum von den bärtigen und mit Pfeife und Mostkrug versehenen Holzern sowie den Rüstknechten gefällt worden war. Gegenwärtig ist dieser Zug auf den Faschingsonntag vorverlegt. Die Tanne wird auf den Funkenacker gebracht und dort aufgepflanzt. Wie ernst man das alles nimmt, zeigt die Tatsache, daß der Funkenacker durch alte Rechte geschützt ist. Kein Eigentümer darf sich weigern, das Feld für diesen Zweck freizugeben, das ist sogar grundbücherlich eingetragen.

---

[8] Ebda. S. 42. Ferner P. Sartori, Sitte und Brauch III, S. 108, und die in Anm. 76 zit. Lit. Ders. unter „Funkensonntag" im Handwörterb. d. deutschen Aberglaubens III, Sp. 212f. und Anm. 7—12. W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, S. 500ff.
[9] K. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus II, S. 94.
[10] Hoffmann-Krayer a. a. O. S. 178.
[11] W. Manz, Volksbrauch und Volksglaube des Sarganserlandes, Basel 1916, S. 36.



Abb. 7: Am Fuß des Funkens werden besonders gut brennbare Stoffe gehäuft
Aufn. Dr. R. Wolfram



Abb. 8: Prasselnd schlagen die Flammen am Funken hoch
Aufn. Dr. R. Wolfram

Der Faschingszug selbst bezieht sich in seinen Darstellungen natürlich auf die lustigen Vorkommnisse des Jahres. Aber nicht genug damit; es folgt an drei Plätzen sogar ein echtes scherzhaftes Rügegericht durch den „Funkenkanzler". Dieser ist eine der wichtigsten Personen der zwischen zwanzig und dreißig Mitglieder zählenden „Funkenzunft", die in Bludenz und Bürs die ganze Fasnacht und natürlich vor allem den Funkenbrauch unter sich hat. Vom Kanzlerwagen, auf dem sich der engere Ausschuß der Funkenzunft befindet, verliest der Kanzler zunächst die „Funka-Ardnig" (Funkenordnung) als eine Art Befehlsausgabe für die kommenden Tage. Da sie ein ganz gutes Bild des Brauches gibt, sei sie hier angeführt:

„Liabe Männa, Fraua und Kinder! Wiel d' Funkafier an uralta Bruch ischt, der nit ganz abko därf, tua i, Hans Fürtüf'l, Funkameister vo dera ehrsama Stadt, eu kund und z'wissa, daß d' ehrsame Funkazunft vorgeschter z' Nacht uf am Schibaschopf bem Facklaschi



Abb. 9: Das Scheibenschlagen will geübt sein
Aufn. Dr. R. Wolfram

d'schlossa hot, im hüriga Johr obads zur siebeta Schtund uf Hafner Michels Funkaplatz noch alla Regla der gheimnisvolla Fürerei an Funka abz'brenna. Sintamola aber zumma Funka o an Bomm und etligs Holz g'höra, so hot d' Zunft für Geld und guata Wort vo d'r Bürgermeisterei d'r Stadt a kerzagrada Tanna im Tschempariß überko, diesell dur Holzer und d' Rüschtknecht der Zunft fella und a d's Land bringa lo.

Noch alt'm Bruch und alt'r Sitt führa m'r am letschta Fasnat-Zistig da Bom mit da alta Funkaroß, dem alta Funkagröll und da Funkaknecht, mit Trummla, Pfifa und Narrazüg uf da Funkaplatz. Z'nötig Holz und d' Funkafron tuan d' ehrsame Funkazunft und all d' guata Lüt, die zum alta Bruch no höb'n, zemma. D' Funkazunft kummt hüt Obad i die Zunftherberg bem Hirscha zur Stärkig für da nägsta Tag und vergrabt d' Fasnat. Zwa vu d'r Zunft müassa i d'r Herberg d' Häx hüata gegat die kalta, dunkla Wint'rbütz, dia m'r mitsamt d'r Winterhäx am nägste Sunntig i d' Luft sprenga und verjaga und so bi d'r Sunnawend an schöna Früahlig in d's Land lont.

Am Sunntig am Obad um Sexi kunnt d' ganze Funkazunft hoffentli nüachtera und vernünftig uf der Landstroß bim alta Bad zemma. Varna dra im Zug goht d'r Oberscht vu d'r Fürwehr, denn konn d' Schualkind mit da Fackla, denn der geschtreng Kapellmeischter mit da Musikanta, denn konn d' sieba Zunftmeischter, unter dena d' ganze Funkazunft und d' Funkarei stoht, denn konn all Zünftler und denn d's Volk und d' Lüt. D'r Zug goht dur d' Vorstadt ihi uf da Funkaplatz, dört zünda d'r Funkameischter und sine Brandbuaba da Funka a und denn tuat alls wacker Fackla schwinga und gella und jutza. Wenn d' Musig fließig ufmacht, kunnt sie Freibier über, sus nu an Vergeltsgottzettl. Noch im Schwinga schoppat ma d' junga Büch mit allerhand Küachla voll. Wer z'wenig überkunnt, ischt sälber schuld. Wer Küachle versauat oder verwürft, kunnt Hieb über uf d's Füdla.

Die ehrsama Fraua und Muattera, dia mittuan, müssa uf ihra Meiggana g'hörig obacht ge, daß sie nit an Lib und Seel Schada liida. D' Buaba und d' Masbilder söllas wol z' Herza nä, daß sie za Für und Liacht Obacht ge, sie nüachtera und noch altem Bruch und Recht ufführa, denn d's Kunträre füahrt i d's Loch, bringt d'r Funkazunft Schand und schadet am alta Funkabruch. — Jetz hon d'rs g'hört[12]!"

Nach dieser Verkündigung beginnen die lokalen Scherze, mit denen der Kanzler Volk, Behörden und sich selbst verulkt.

Nun kommt für die Buben eine geschäftige Zeit. Je nach ihrer Altersklasse haben sie verschiedene Aufgaben. Am Aschermittwoch fangen die Schulbuben an, mit einem Wagen von Haus zu Haus zu ziehen, um Brennbares zu sammeln. Im Chor ertönt ihr Spruch:

Scheiter, Scheiter, kommer weiter,
Stroh, Stroh, simmer froh.
Schindla zanara Windla,
Schatla zanara Madla,
Kriß zamana Schmiß,
Rieser zamana Wegwieser,
Stuppa zanara Juppa,
Gfätsch zanara Häx[13]!"

Jeder Gabe dankt der vielstimmige Ruf: „Eu söllen d' Küachle ufgoh wia an Pflumpfsack!" Zeigt sich jemand hartherzig, schallt es ihm entgegen: „Eu söllen d' Küachle hocka blieba wia na verreckte Krot!" Das wäre freilich schlimm für die Hausfrau, denn die verschiedenen Formen der Küachle: Ohrle, Häpfküachle und Tabakrollen bilden am Funkensonntag den Stolz jedes Hauses und müssen vor allen Besuchern bestehen. Am liebsten vor einem besonderen. Wenn nämlich zwei junge Leute während des Faschings zusammengehalten haben, naht am Funkensonntag die Stunde der Entscheidung. Der „Stubatibuab" kommt zu seinem Mädchen, um das erste Küachle zu holen. Erhält er es, bedeutet das die Zusage. Gibt das Mädchen das erste Küachle aber ihrem Vater, wird er dadurch abgewiesen. In jubelndem Übermut steckt der Bursch im ersteren Falle das Küachle auf seinen Hut. Wenn er dann mit seinem Mädchen zum Funken geht, bedeutet das die öffentliche Verlobung.

Auf dem Funkenplatz häufen sich inzwischen die Holz- und Strohberge. Die Burschenschaft des Dorfes Bürs, „d' Funkaboaba", haben eine Abordnung zum Bürgermeister geschickt, um auch aus dem Gemeindewald entsprechend Holz nehmen zu dürfen. Zwei Klafter sind ihnen gestattet, zwei weitere Klafter dürfen sie stehlen und dann verkaufen, um Geld für die anschließende Lustbarkeit zu bekommen. Dieses Stehlrecht[14] ist ein sehr wichtiges und altertümliches Merkmal, das besonders bei den Maskenbräuchen aufzutreten

[12] Mitgeteilt von Stadtarchivar A. Leuprecht, Bludenz.
[13] Mitgeteilt von Herrn Studienrat J. Plangg, Bürs.
[14] Vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, S. 257 ff. und mein Buch „Schwerttanz und Männerbund", S. 291 ff.

pflegt. Es ist auch bei den Frühlingsfeuern noch ziemlich allgemein üblich[15]. Als Grundgestell des Funkens werden drei etwa 15 Meter hohe grüne Stämme pyramidenförmig aufgerichtet. Frisch und grün müssen die Stämme sein, damit sie nicht vorzeitig verbrennen und der Funken zusammenstürzt. Die Löcher für die Gerüststämme werden in einem gleichseitigen Dreieck von etwa 2,5 Meter Seitenlänge ausgehoben. Ein eiserner Reifen oder eine Kette verbindet die Stämme in der Höhe. Dann werden in Abständen von zwei bis drei Metern Plattformen errichtet, die als Auflage für die geschlichteten Scheiter dienen. Dieses „Einbeigen" beginnt am Samstagmittag. Die ganze Funkenmannschaft ist in eifrigster Arbeit. Eine Gruppe spaltet, eine sägt, die dritte reicht die meterlangen Scheiter von Hand zu Hand über eine Leiter bis in die luftigsten Höhen des Gebäudes, alles nach den Anordnungen des „Funkenmeisters". So entsteht ein schön geschlichteter Bau, dessen Inneres noch mit Hobelspänen, Reisig und Maisstroh ausgefüllt wird, während das Ganze zuletzt außen eine Verkleidung von grünem Tannenreisig erhält[16].



Abb. 10: Bau des Fastnachtsrades im Odenwald
Aufn. Dr. H. Winter

[15] Vgl. Alemannia XXV, S. 53; das Osterfeuer hat stärkere Kraft, wenn alle Brennstoffe gestohlen werden, vgl. Niedersachsen XXII, S. 282, XIV, S. 83; L. Strackerjahn, Aberglaube u. Sagen a. d. Herzogtum Oldenburg II, S. 74; A. Kuhn, Märkische Sagen u. Märchen, S. 313; K. Lehrmann u. W. Schmidt, Die Altmark u. ihre Bewohner II, S. 251; Freudenthal a. a. O. S. 251. Im ganzen hinteren und vorderen Bregenzer Wald, im Etschtal und Passeier werden auch Küachle gestohlen; F. J. Fischer, Der Funken- und Küachlesonntag in Vorarlberg u. Liechtenstein, Volksschriften der „Heimat", Nr. 3, Innsbruck 1922, S. 14f.; L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben, Stuttgart 1909, S. 28.

[16] Über ähnliche Fasnachtsfeuer im Odenwald vgl. H. Winter in Volk und Scholle, 1934, S. 37ff., ferner in „Das Sonnenjahr", Darmstadt 1937, S. 15. Bei Heppenheim an der Bergstraße wird ein Radhaufen in Form eines großen Feuerkreises gebaut, in dessen Mitte ein funkenähnlicher Kegel errichtet ist. Mitteilung von H. Winter. Vgl. ferner Freudenthal S. 234, 252.

Zuoberst kommt die „Hexe", eine ausgestopfte und mit Pulver geladene Gestalt[17]. Auch sie ist sicher älter als das mittelalterliche Hexenverbrennen. Das zeigt nicht nur die mancherorts übliche Bezeichnung „Winter-" oder „Judasverbrennen", sondern vor allem der Indiculus superstitionum et paganiarum der um die Mitte des 8. Jahrhunderts abgehaltenen Synode von Liftinae, der im Punkt 27 von den Gebilden aus Tuch (De simulacris de pannis factis) handelt. Die Nacht vom Samstag auf den Sonntag und am Festtag selbst muß der Funken von den Burschen gut bewacht werden, damit nicht am Ende Gegner aus einem anderen Ort herbeischleichen und den Holzstoß vorzeitig in Brand setzen[18]. Gelänge dies, so würde es die Ehre des Ortes und der Burschenschaft erfordern, einen neuen Funken zu errichten, selbst wenn nur wenige Stunden dafür zur Verfügung stünden. Die nächtliche Wache am Lagerfeuer hat natürlich auch ihren eigenen Reiz.

Als Brauchtumsträger treffen wir meist die Burschenschaft des Ortes, deren verschiedenen Altersklassen ja auch verschiedene Aufgaben zufallen. In der Pfalz sind es die Konfirmanden; in Lügde (Westfalen) liegt das Osterfeuer in den Händen der sich meist aus Handwerkern zusammensetzenden Osterbrüderschaft mit einem auf Lebenszeit gewählten „Dechen" an der Spitze, also ähnlich wie in Bludenz und Bürs, wo die Ämter des Funkenmeisters und des Pumameisters in gewissen Familien erblich sind. Burschenschaftliche Züge erscheinen darum auch beim gesamten Feuerbrauch (Heischegang, Stehlrecht usf.). Dazu stimmt es ferner, daß beim Feuer des öfteren auch eine Art von Mailehen ausgerufen wird. So in Poll bei Düren, ähnlich im württembergischen Oberamt Ehingen, wo man die „Sommerheirat" dingt, indem man sich einen Schatz erwählt und mit ihm das Feuer umtanzt und überspringt. In der Umgebung von Immenstadt (Allgäu) wählt hingegen das Mädchen. Ohne zu sprechen oder zu lachen, nimmt es den Burschen bei der Hand und springt mit ihm über das Feuer. Dabei tragen sie Sorge, ja nicht loszulassen, sonst würden sie beide Unglück haben, und der Bursche würde gewiß nicht der Mann des Mädchens[19]. Auch die Sprüche beim Scheibenschlagen sind oft eine Art des Ausrufens der Paare:

> Schiba, Schiba über d' Rhi,
> Wem soll denn au d' Schiba si?
> D' Schiba soll dem NN un der NN (Namen eines Paares) si,
> Schiba, hol se[20]!

Oder der Bursch gibt seine Liebe zu erkennen, indem er seinem Mädchen eine Scheibe schlägt.

Eine Bürser Besonderheit sind die „Pumen", von innen erleuchtete Gestelle, die im Funkenzug von den Schulbuben auf Stangen getragen werden. Man hat verschiedene Formen: runde (die sollen die ältesten sein), dann kleine viereckige, „Kübele" genannt, und große viereckige mit ausgeschnittenen und mit Buntpapier überklebten Figuren. Unter diesen großen Pumen finden wir „d' Sunna und d'r Mo (Mond)", „D' alt und d' neu Genoveva", „Die Tanzmarei", „Der Schatz am Arm", so genannt nach dem Spruch auf der Rückseite: „Den Schatz am Arm, von Liebe umgarnt, schreitet der Bursch zum brennenden Busch" u. a. Stärkste Beachtung fordern aber zwei große Pumen „D' Spinnere" und „D's Rädle". Das Rädle besteht aus einem viereckigen Kasten, in dem eine sich drehende Scheibe steckt, die einem Radkreuz ähnelt. Die Spinnerin zeigt das Bild einer spinnenden Frau mit einem gleichfalls durch eine Schnur drehbaren scheibenförmigen Rad. Daß dies wohl nur eine Umdeutung ist, liegt auf der Hand. Wir brauchen

[17] Weitere Belege bei Freudenthal S. 234.

[18] Vgl. ferner Freudenthal S. 234 (Tirol, Schweiz; Fasnachtfeuer), S. 251 (norddeutsche Osterfeuer). In Niederdonau bewachen die Burschen übrigens auch die Haufen des Sonnwendfeuers.

[19] Reiser a. a. O. S. 95.

[20] Freudenthal a. a. O. S. 241f., ferner F. J. Fischer a. a. O. S. 9f.; E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben II, S. 381.

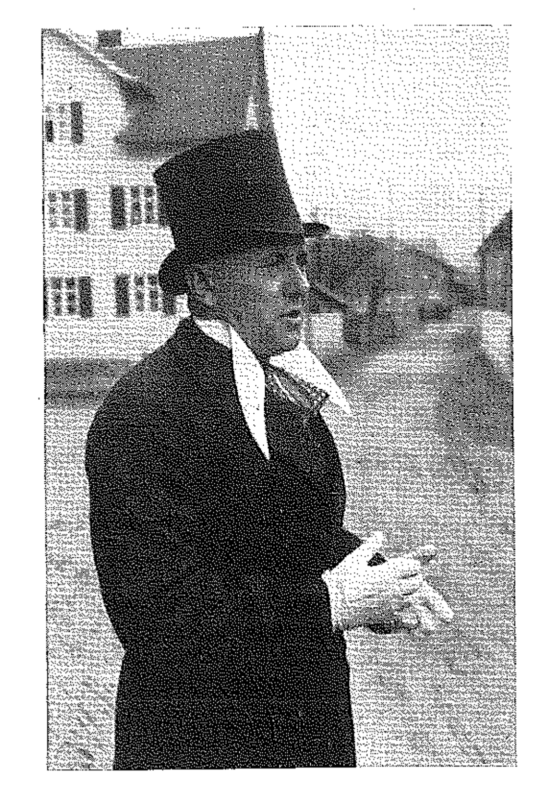


Abb. 11: Eine der wichtigsten Personen der Zunft ist der „Funkenkanzler"
Aufn. Dr. R. Wolfram

nur an das drehende Fackelschwingen der Buben und die vom Berg rollenden Feuerräder zu denken, um zu wissen, was mit diesen Zeichen gemeint ist. Im Montafon besteigen Burschen auch eine Höhe und schwingen Fackeln an Stricken senkrecht im Kreise, so daß gewaltige Feuerräder entstehen, oder vier Fackeln werden an einem Holzkreuz befestigt und haspelartig gedreht. Wir haben in diesen Pumen offensichtlich Entsprechungen zu dem Drehstern der Sternsinger, über den ich im Januarheft von „Germanien" berichtete. Eine weitere Stütze für die vorchristlichen Ursprünge dieses Brauches[21]. Über die Pumen selbst können die Bürser keine Auskunft geben. Das älteste erhaltene Stück dürfte etwa hundert Jahre zählen. Den Namen wollen sie aus dem Rhätoromanischen ableiten. Im Bürser Dialekt heißt „Puma" noch „Form" und „ungeschlachte alte Frau". Die Bezeichnung „Form" könnte passen. Wie die germanischen Entsprechungen des Drehsternes und Feuerrades beweisen, kommt eine Ableitung des Brauches an sich aus dem Rhätoromanischen nicht in Frage. So ganz vereinzelt wie die Bürser glauben, ist ihr Brauch aber doch nicht. Beim „Hemdglonkerzug" der Konstanzer Fasnacht, wie vor allem beim Basler „Morgenstreich", werden mit besonderen Darstellungen bemalte runde „Laternen" auf Stangen getragen, die an die Bürser erinnern. Urtümlicher ist an der Limmat im Kanton Zürich das Tragen von ausgehöhlten Runkelrüben, die durch Kienbüschel von innen erleuchtet sind[22].

Am Funkensonntag können die Bürser Buben die neunte Vormittagsstunde kaum erwarten. Im Wettlauf geht's zum Pumameister, um eine Lichterstange zu erringen. Wer zu spät kommt, muß sich am Abend unter die kleinen Buben einreihen, die Spreißelholzfackeln tragen. In Bürs erfolgt die lustige Ansprache des Funkenkanzlers erst am Sonntag, wenn sich der Zug auf dem Platz beim Dorfbrunnen aufgestellt hat. Die Angehörigen der Funkenzunft haben sich fein herausgemacht. Sie tragen ihre besten schwarzen Kleider, Zylinder, gewaltige Vatermörder und rote Schleifen. Nun krachen die Böller und geben das Zeichen zum Beginn des Festes. Unter den Klängen des Funkenmarsches bewegt sich der Zug mit den leuchtenden Pumen ins Außendorf und dann zum Funken. Einem berittenen Herold folgen die Buben mit ihren — noch nicht entzündeten — Fackeln, dann die Musik, die Pumen und der Kanzlerwagen, dem das Volk in hellen Scharen nachdrängt. Vier kleine Feuer beim Funken dienen dem Entzünden der Fackeln. Endlich ist es soweit. D' Funkenboaba setzen den gewaltigen Aufbau in Brand. Prasselnd schlagen die Flammen empor, der Funken verwandelt sich im Nu in einen Feuerturm, der seinem Namen alle Ehre macht und einen Regen von Funken weit ausstreut. Hundert bis zweihundert Buben schwingen ihre brennenden Fackeln aus Leibeskräften im Kreis[23]. Wie ein Taumel hat es alle ergriffen. Nun fliegt auch mit Donnergekrach unter allgemeinem Jubel die Hexe in die Luft. Vom benachbarten Bludenz leuchtet eine ähnliche Feuersäule herüber, und jetzt glühen auch auf den Berghängen allenthalben Funken auf. Es ist eine gewaltige und nicht mißzuverstehende Kundgebung des Lebens in diesen Spätwintertagen mit ihrem ersten Frühlingsahnen. Wenn der brennende Stoß zusammenfällt und die Fackelreste im Bogen auf den Gluthaufen geflogen sind, tritt der Zug den Rückweg ins Dorf an. Ein dreifaches „Vi va läba, hoch, hoch und nochmals hoch!" dankt allen Helfern und Gönnern. Dann löst sich der Zug auf, und alles begibt sich in die Gaststätten, wo die „Drei Letzten" (nämlich Tänze) weit über Mitternacht ausgedehnt werden. Jetzt erst ist die Fasnacht wirklich aus und die stille Vorfrühlingszeit beginnt. In den Vorarlberger Seitentälern ist die Funkenfeier vielfach noch ernster und ohne städtische Zutat (Zunft, Kanzler, Faschingszug). Aber auch in Bürs und Bludenz ist der Lebenskern des Brauches noch unberührt. Es wäre undenkbar, den Funken einmal ein Jahr nicht abzubrennen. Nach der Funkennacht sagt man auch die künftige Ernte voraus — ist zum Beispiel die Nacht sternklar, so gibt es viele Zwetschgen —, und nach der Richtung, in der die Hexe gefallen ist, werden die Gewitter ziehen und nicht schlagen.

---

[21] Als Ergänzung zu meinen damaligen Belegen möchte ich anführen, daß ich inzwischen von zwei Ischler „Glöcklern" erfuhr, die im letzten Jahr zu sehen waren und die Drehsterne auf dem Haupte trugen! Beim 1819 aufgezeichneten Sommer- und Winterspiel aus Kärnten, das K. M. Klier veröffentlicht hat (Verlag d. Deutschen Volksgesang-Vereines in Wien, 1928), trug der Sommer als Zeichen seines Segens an einer etwa sechs bis sieben Schuh hohen Stange eine Kugel aus ölgetränktem, rotgelb bemaltem Papier, die von innen erleuchtet war und sehr an ein Sonnenbild denken läßt.

[22] Hoffmann-Krayer a. a. O. S. 182. Vgl. dazu die an Stangen getragenen, ausgeschnittenen und erleuchteten Rübenköpfe im Kreis Biedenkopf, H. Winter, Das Sonnenjahr, S. 29 und Abb. 38, 39. Ferner vgl. man den Kinderumzug mit erleuchteten Häusern (Kirchen) auf Stangen zu Lichtmeß in Eisenkappel, G. Graber, Volksleben in Kärnten, Graz 1934, S. 215 ff. Bei norddeutschen Osterfeuern werden neben Fackeln auch Stocklaternen getragen, Freudenthal a. a. O. S. 255; in Kreimbach tragen die Kinder Fackeln an Stangen, A. Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, Hessische Blätter f. Volkskunde VI, 1907, S. 149; beim Funkenbrennen in der Umgebung von Lauben, Berwang, Haldenwang brennen die Burschen einen knorrigen Baumstrunk an und tragen ihn an einer Stange um das Funkenfeuer, Reiser a. a. O. S. 98.

[23] Vgl. auch Hörmann a. a. O. S. 29 f.: „Nun geht der Spektakel los, der einem Hexensabat wie ein Ei dem andern gleicht. Alles stürzt sich johlend und schreiend auf den allmählich einbrechenden Holzstoß, reißt die brennenden Scheiter heraus, schwingt sie im Kreise oder wirft sie als Flammenpfeile in die Höhe. Manche binden die brennenden Scheiter an lange Hanfschnüre, schwingen sie und erzeugen so riesige Feuerräder; andere hüpfen im Ringeltanz wie besessen um den Holzstoß. Ist er niedergebrannt, so beginnt der Sprung über die Flamme." Tanz um das Fasnachtfeuer auch im Allgäu (Reiser a. a. O. II S. 95), Odenwald (H. Winter in Volk und Scholle, 1934, S. 40), Gerolstein (Freudenthal S. 239). Ende des 16. Jahrhunderts tanzte man in der Schweiz drei Tänze (vgl. Bürs, die „drei letzten"!) um das Fasnachtfeuer, wobei die obersten Häupter des Rates begannen, Schweizerisches Archiv f. Volkskunde XIV, S. 278. Das Fackelschwingen findet sich in Schleswig-Holstein, Hessen, in der Rhön, im Allgäu, der Schweiz, Tirol, Vorarlberg, Kärnten usf.

Die Gebildeten müssen einsehen lernen, daß in vieler Hinsicht die, über welche sie sich erhaben wähnen, ihnen voraus und überlegen sind, und daß sie mit aller ihrer Bildung nur das erstreben, was diesen gegeben ist, ein fest ausgeprägtes, in allem Wechsel beharrliches Wesen.

Karl Müllenhoff, 1845

Der Atlas der deutschen Volkskunde

Von Walter Kreidler

Der Atlas der deutschen Volkskunde im Umfang von etwa 130 Karten[1], eine Gemeinschaftsarbeit des deutschen Volkes von ungewöhnlichem Ausmaße, ist nun zu seinem vorläufigen Abschluß gelangt. Das Wesen jeder Wissenschaft besteht in der planvollen Erfassung der Erscheinungen und in der Herausarbeitung von Arbeitsweisen, mit deren Hilfe die in Frage stehenden Dinge aufgenommen und behandelt werden können. Die Romantik sah das Einzelne, das sie wohl auch systematisch erfaßte, und sie ahnte das Ganze. Wilhelm Heinrich Riehl, den man auch aus dieser Zeit verstehen muß, war es vorbehalten, von einer „Volkskunde als Wissenschaft“ zu reden. Sein Ziel, die Kenntnis von „Land und Leuten“ zu erstreben, ist seitdem die Hauptaufgabe geworden, in der sich alle ihr zugehörigen Einzelerscheinungen und Teilgebiete der Volkskunde zusammenfinden. Zwar kam dieses Begriffspaar schnell in Gebrauch, wurde allenthalben genannt, aber doch verflacht und fast zum Schlagwort abgegriffen.

Die geistesgeschichtliche Bedeutung des „Atlas der deutschen Volkskunde“ liegt darin, daß er *eine methodische Lösung der Forderung Riehls* bedeutet: er verknüpft mit einer Stoffsammlung, die sich über den gesamtdeutschen Siedlungsraum erstreckt, eine kartenmäßige Darstellung und wahrt so in jedem einzelnen Falle die Einheit des Begriffspaares „Land und Leute“ sowohl im Erhebungs- als auch im Darstellungsverfahren.

Um das gewaltige Gebiet des deutschen Siedlungsraumes zu erfassen, bedurfte es einer weitgespannten Organisation. Es galt, aus allen Teilen des deutschen Lebensraumes eine, in bezug auf die Gegenstände und den Zeitpunkt, gleichgeartete Stoffsammlung zu beschaffen, die auf Landkarten zur Darstellung gebracht werden sollte. Man wählte dazu die *Fragebogenerhebung*. Sie besteht darin, daß der zu erforschende Gegenstand durch eine stets gleichbleibende schriftliche Umfrage bei geeigneten Persönlichkeiten ermittelt wird.

Da es unmöglich ist, jeden Einzelnen eines Volkes von 80 Millionen zu befragen, wählte man für den Atlas der deutschen Volkskunde in den betreffenden Ortschaften jeweils einen geeigneten Gewährsmann, der aus seiner Kenntnis der ortsgegebenen Eigenart heraus die einzelnen Antworten leicht erfragen konnte, sofern seine persönlichen Erfahrungen zur Beantwortung nicht reichten. Auf diese Weise wurde das deutsche Sprachgebiet, wie es den heutigen Grenzen des Reiches entspricht, erfaßt. Der Atlas der deutschen Volkskunde hat hiermit zum ersten Male in der Geschichte der deutschen Volkskunde eine *Sammelarbeit im großdeutschen Sinne* betrieben. Nicht weniger als 20 000 Gewährsleute stellten sich dem Unternehmen freiwillig und ohne Entschädigung zur Verfügung, eine Zahl, die ungefähr auch der Anzahl der erfaßten Orte entspricht. Die Antworten aus den einzelnen Landschaften wurden an einigen Sammelpunkten zusammengefaßt, den sogenannten Landesstellen, bei denen jeweils eine Durchschrift jeder Antwort abgelegt wurde. Die Gesamtheit der beantworteten Fragebogen befindet sich auf der Hauptstelle in Berlin. Fast jede Frage war noch unterteilt, so daß im ganzen etwa 15 *Millionen Aussagen* als Grundlage einer Erforschung des deutschen Volkstums in *einem* Unternehmen vereint sind.

Der Inhalt der Fragen war durch das Ziel bedingt, eine möglichst umfassende Kenntnis der verschiedensten Erscheinungsformen des Volkstums zu erlangen. Da jedoch von vornherein die Absicht festlag, den gewonnenen Stoff in Kartenform zur Darstellung

[1] Atlas der deutschen Volkskunde. Herausgegeben mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Heinrich *Harmjanz* und Erich *Röhr*. Leipzig, Hirzel 1937 ff.

zu bringen, mußte manche Einschränkung gemacht werden. Auch die Schwierigkeiten der sprachlichen Gestaltung einer Frage mußten hier schon berücksichtigt werden, und vor allem war damit zu rechnen, daß der Erfragung mancher Dinge, wie zum Beispiel aus dem Bereich der Glaubensvorstellungen des Volkes, großer Widerstand entgegengesetzt werden würde. Trotzdem wurde der Rahmen möglichst weit gespannt. In vieler Hinsicht ist somit ein Versuch gewagt worden, selbst auf die Gefahr hin, daß das Ergebnis nicht in Kartenform zur Darstellung gebracht werden konnte. In solchen Fällen blieb dann immerhin der Wert der Stoffsammlung, die Erkenntnis der Grenzen des Verfahrens und wertvolle Einsichten psychologischer Art, ja die Möglichkeit, gebietsweise verschiedene Befunde in dieser Hinsicht aufzudecken. So entstanden in den Jahren 1930—35 fünf verschiedene Fragebogen mit insgesamt 243 Fragen (bisher nur veröffentlicht in: Mitteilungen der Volkskundekommission Heft 1, 1930; Heft 2, 1931; Heft 3, 1932; Heft 4, 1933; Mitteilungen des Atlas der deutschen Volkskunde zum V. Fragebogen Heft 5, 1935).

Nach einem eigens aufgestellten Ordnungsgrundsatz, der die geographische Lage des befragten Ortes berücksichtigt, wurde es ermöglicht, diese ungeheure Stoffsammlung auf einfache und übersichtliche Weise für die Bearbeitung bereit zu halten. Es galt, diesen Stoff so darzustellen, daß einerseits der Wert jeder einzelnen Antwort erhalten blieb, andererseits aber auch der Überblick über die landschaftlichen Bindungen des Ganzen gewährleistet wurde. Nur eine kartenmäßige Darstellung konnte diesem Ziel gerecht werden. Sie geschah dadurch, daß für jede einzelne Antwort ein bestimmtes Zeichen gewählt wurde, das gemäß ihrem Herkunftsort auf eine Landkarte übertragen wurde. Durch diese punkthafte Zeichengebung läßt sich der vielfältige Inhalt einer Karte so anschaulich darstellen, daß er von jedem überblickt werden kann. *Das Landschaftlich-Zusammengehörige* wird dadurch *bei voller Wahrung der wissenschaftlichen Genauigkeit* des Inhaltes deutlich sichtbar. Gleichzeitig bietet die punkthafte Austragung die Möglichkeit, daß jede Einzelheit auf der Karte nachgeprüft werden kann. Insofern stellt der Atlas der deutschen Volkskunde *ein hervorragendes Forschungswerkzeug* dar, dem der Wert einer einwandfreien *historischen Quelle* zukommt.

Aus der Fülle von Bearbeitungsmöglichkeiten der eingegangenen Antworten wurden die Stoffgebiete ausgewählt, die sich für eine kartenmäßige Bearbeitung gut eignen und die für eine Erkenntnis des Volkstums von besonderer Bedeutung sind. Einschließlich der fünften Lieferung liegen bisher folgende Karten veröffentlicht vor:

I. Grundkarte
II. Rasterkarte
III. Belegorte zu Fragebogen 1
IV. Belegorte zu Fragebogen 2
V. Belegorte zu Fragebogen 3
VI. Belegorte zu Fragebogen 4

1. Der Montag als Glücks- und Unglückstag
2. Der Dienstag als Glücks- und Unglückstag
3. Der Mittwoch als Glücks- und Unglückstag
4. Der Donnerstag als Glücks- und Unglückstag
5. Der Freitag als Glücks- und Unglückstag
6. Der Sonnabend als Glücks- und Unglückstag
7. Der Sonntag als Glücks- und Unglückstag
8. Ergänzungskarten zu den Karten 1—3 (1 : 4 000 000)
   a) Der Montag als Glücks- und Unglückstag
   b) Sprüche für den Montag und Donnerstag
   c) Der Dienstag als Glücks- und Unglückstag
   d) Der Mittwoch als Glücks- und Unglückstag
9. Ergänzungskarten zu den Karten 4—7 (1 : 4 000 000)
   a) Der Donnerstag als Glücks- und Unglückstag
   b) Der Freitag als Glücks- und Unglückstag
   c) Der Sonnabend als Glücks- und Unglückstag
   d) Der Sonntag als Glücks- und Unglückstag
10. Welche weltlichen Feste werden gefeiert? Kirmes — Kirchweih — Kirchtag
11. Welche weltlichen Feste werden gefeiert? *Schützenfest*
12. Welche weltlichen Feste werden gefeiert? *Fasnacht*
13. Welche weltlichen Feste werden gefeiert? *Kinderfest*
14. „Korn“ als Bezeichnung für die Gesamtheit des Getreides oder für eine bestimmte Getreideart

15. Was für ein Wesen sitzt nach der Meinung des Volkes im Mond? (Übersichtskarte der Gestaltengruppen)
16. Was für ein Wesen sitzt nach der Meinung des Volkes im Mond? Der *Mann* im Mond
17. Formen der Kinderwiege
18./19. Wer bringt die kleinen Kinder?
   a) Storch — Hebamme
20. Wer bringt die kleinen Kinder?
   b) Tiere, Sagengestalten, christliche Gestalten, Menschen
21. Wer bringt die kleinen Kinder?
   c) Zusammendruck der Karten 18 und 20
22. Ergänzungskarte zu Karte 15 (1 : 4 000 000)
   a) Man sieht im Mond eine Frau
   b) Bezeichnungen für das Mondgesicht
   c) Man sieht im Mond eine Sagengestalt
   d) Man sieht im Mond ein Tier
23. Ergänzungskarte zu Karte 16 (1 : 4 000 000)
   a) Der Mann sitzt im Mond wegen Feiertagsarbeit
   b) Der Mann sitzt im Mond wegen Diebstahls
   c) Die Mondsage ist aus der schriftlichen Überlieferung bekannt
   d) Feiertage, die vom Mann im Mond nicht beachtet worden sind
24. Jahresfeuer I: Zeitangaben
25. Jahresfeuer II: Bezeichnungen
26. Jahresfeuer III: Anzahl der im Jahresablauf zu verschiedenen Zeiten brennenden Feuer
27. Jahresfeuer IV: Brauchtum beim Abbrennen des Feuers
28. Reiterspiele
29. Volkstümliche Bewegungsspiele
30. Spiele mit Ostereiern I: Die Eier werden zusammengeschlagen
31. Spiele mit Ostereiern 1 : 4 000 000
   a) II: Wettlaufen mit Eiern
   b) III: Die Eier werden von einer Erhöhung heruntergerollt
   c) IV: Werfen mit Eiern
   d) Ergänzungskarte zu Karten 30, 31a—c: Ostereierspiele fanden „früher" statt
32. Wer legt und bringt nach der Meinung der Kinder die Ostereier?
33. Vorkommen des Muttertages im Jahre 1932. I. (Angaben über den Zeitpunkt seiner Einführung)
34. Vorkommen des Muttertages im Jahre 1932. II. (Umfang der Beteiligung der Ortsbewohner)
35. Feier des Geburtstages — Namenstages
36. Vorkommen des Adventskranzes im Jahre 1932
37. Wer bringt nach der Meinung der Kinder zu Weihnachten die Geschenke?
38. Der Name des Weihnachtsbaumes
39. Martinsbrauchtum I: Gebäcke zum Martinsfest

40. a) Martinsbrauchtum II: Martinsumzüge. Es beteiligen sich daran . . .
   b) Martinsbrauchtum III: Das Auftreten verkleideter Gestalten
41. Martinsbrauchtum IV: Das Martinsfest wird bezogen auf . . .
42. a) Martinsbrauchtum V: Martinsumzüge. Sie finden statt am . . .
   b) Laternenumzüge der Kinder im Herbst
43. Lärmgeräte: Der Rummelpott und ähnlich gebaute Geräte 1 : 4 000 000
   a) I: Formen
   b) II: Bezeichnungen
   c) III: Zeit und Art der Verwendung
   d) IV: Träger des Brauches
44. Die Zwölfnächte I: Namen: Zwölften
45. Die Zwölfnächte I: Namen: Rauhnächte
46. Die Zwölfnächte I: Namen: Einzelformen
47. Die Zwölfnächte I: Namen: Zusammendruck der Karten 44—46
48. Die Zwölfnächte II: Namen (Namen für die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigstag wurden nicht angegeben)
49. Die Zwölfnächte III: Zeit und Dauer
50. Der Name für den Abend des 24. Dezember (Unterdruck für Karte 51)
51. Der Name für den Abend des 24. Dezember
52. Der Name für den Abend des 31. Dezember (Unterdruck für Karte 53)
53. Der Name für den Abend des 31. Dezember
54. Speisen am Abend des 24. und 31. Dezember
   I. Fleisch und Fisch
55. Speisen am Abend des 24. und 31. Dezember
   II. Speisen pflanzlicher Art (Auswahl)
56. Der Nikolaus I: Sein Aussehen und seine Begleiter
57. Der Nikolaus II: Tag des Auftretens
58. Der Nikolaus III: Namen
59. Der Nikolaus IV: Seine Begleiter (Namen)
60. Der Nikolaus IV: Seine Begleiter (Namen)
61. Der Nikolaus IV: Seine Begleiter (Namen): Zusammendruck der Karten 59 und 60
62. Gestalten der Weihnachtszeit I: Namen
63. Gestalten der Weihnachtszeit I: Namen
64. Gestalten der Weihnachtszeit I: Namen: Zusammendruck der Karten 62 und 63
65. Gestalten der Weihnachtszeit II: Zeit des Auftretens
66. Der Dreikönigstag I: Namen (6. Januar)
67. Der Dreikönigstag II: Namen für den Vorabend des Dreikönigstages (5. Januar)
68. Der Dreikönigstag III: Namen: Zusammendruck der Karten 66 und 67
69. Der Dreikönigstag IV: Brauchtum. (Unterdruck für Karte 70)
70. Der Dreikönigstag IV: Brauchtum
71. Die Herkunft der kleinen Kinder I: Wasser
72. Die Herkunft der kleinen Kinder II: Pflanzenreich

73. Die Herkunft der kleinen Kinder III: Erdreich. Besondere Orte
74. Die Herkunft der kleinen Kinder IV: Zusammendruck der Karten 71—73
75. Der Name für das Erntefest I
76. Der Name für das Erntefest II
77. Der Name für das Erntefest III
78. Der Name für das Erntefest IV
79. Der Name für das Erntefest V: Zusammendruck der Karten 76—78
80. Der Name für das Erntefest VI: Zeichenschlüssel für die Karten 75—79
81. Der Garbenstand beim Brotgetreide I: Formen. (Unterdruck für Karte 82)
82. Der Garbenstand beim Brotgetreide I: Formen
83. Der Garbenstand beim Brotgetreide II: Die Anzahl der Garben im Garbenstand
84. Der Garbenstand beim Brotgetreide III: Namen
85. Der Garbenstand beim Brotgetreide III: Namen
86. Der Garbenstand beim Brotgetreide III: Namen: Zusammendruck der Karten 84 und 85
87. Der Name der Garbe beim Brotgetreide
88. Der Name der Garbe beim Brotgetreide
89. Der Abschluß der Getreideernte I: Man läßt einen Rest des Getreides unabgemäht stehen: a) Begründung
90. Der Abschluß der Getreideernte I: Man läßt einen Rest des Getreides unabgemäht stehen: b) Namen
91. Der Abschluß der Getreideernte II: Brauchtum beim Schneiden der letzten Halme und beim Binden der letzten Garbe
92. Der Abschluß der Getreideernte IIIa: Man sagt beim Schneiden der letzten Halme . . .
93. Der Abschluß der Getreideernte IIIb: Man sagt beim Binden der letzten Garbe . . .
94. Der Abschluß der Getreideernte IVa: Der Name der zuletzt gebundenen Garbe
95. Der Abschluß der Getreideernte IVb: Der Name der zuletzt gedroschenen Garbe
96. Der Abschluß der Getreideernte Va: Brauchtum beim Einfahren des letzten Erntefuders
97. Der Abschluß der Getreideernte Vb: Man sagt beim Einfahren des letzten Erntefuders . . .
98. Geschenke beim Eintritt in die Schule
99. Allgemeine Abschiedsgrußformeln (Auswahl) Aufnahmejahr 1930.

Die noch außenstehende Lieferung Nummer 6, die bis zum Frühjahr 1939 erscheint, enthält Karten, die den deutschen Menschen in seinen Gemeinschaftsbindungen zeigen.

Der unmittelbare Wert, den die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde für die Forschung besitzen, wird sich durch ihre wissenschaftliche Deutung ergeben. Die gesamte Volksforschung wird sich damit in Zukunft zu beschäftigen haben.

Zwei Gesichtspunkte werden gemäß dem Stoffgebiet und seiner geographischen Ausbreitung sozusagen zwangsläufig in den Vordergrund treten: *die rasse- und stammesmäßigen Bindungen des deutschen Volkes und seine Verbindungen mit der Landschaft*. Jede dieser 15 Millionen Aussagen enthält diese Wesenheit, nicht allein in der äußeren Form der *Antworten*, sondern noch dazu in Verbindung mit der *Fragestellung*, die sich unmittelbar auf die Denkinhalte und Verhaltungsweisen der deutschen Volksgenossen bezieht.

Zum Teil werden sich die Aussagen unmittelbar aus rassemäßigen oder stammesartigen Gesichtspunkten herleiten lassen, zum Teil wird man jedoch mannigfaltige Schichten durchstoßen müssen, um zu diesem Kern vorzudringen. Der Charakter der Landschaften: Wald, Feld, Wiese, Moor, Flüsse, Meer, Teich, Gebirge, Niederungen, klimatische Eigentümlichkeiten und dergleichen finden ihre Auswirkungen im Volksgut und Brauchtum. Kulturerscheinungen wie Städte, Verkehrswege, Fremdenverkehr, sportliche Einrichtungen, ständische Gliederungen, Handel, Gewerbe, Industrie, überhaupt wirtschaftliche Verhältnisse, technische Errungenschaften wie die Ausnützung von Bodenschätzen oder staatspolitische Gegebenheiten, sprachliche Zugehörigkeit, soziologische Gesichtspunkte, religiöse und weltanschauliche Voraussetzungen usw., alle diese Bedingungen gilt es daraufhin zu prüfen, ob, in welchem Ausmaße und unter welchen Voraussetzungen sie sich an den Erscheinungen des Volkstums ausgewirkt haben. Schon heute läßt sich sagen, daß die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde wesentliche Einblicke in derartige Beziehungen gestatten. Die Erforschung dieser Beziehungen ist das eigentliche Ziel des Atlas.

Dazu genügt es nicht allein, die eben erwähnten Beziehungen aufzudecken. Sondern es

ist zu berücksichtigen, daß dieser Zustand auch g e s c h i c h t l i c h b e d i n g t ist. Es ist eine wichtige Frage der Volkskunde, inwieweit man ihre Erscheinungen als das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung oder als Ausdruck einer stets wirksamen, arteigenen Schöpferkraft ansehen muß.

Von ganz besonderer Bedeutung wird in diesem Zusammenhang der Atlas der deutschen Volkskunde für die Klärung der Beziehungen zwischen Volkskunde und V o r g e s c h i c h t e werden. Die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde, deren Gegenstand sich in der Hauptsache auf Erscheinungen des Brauchtums und der Glaubenswelt bezieht, lassen die Frage berechtigt erscheinen, inwiefern sich hierin schon vorzeitliche Äußerungen erhalten haben. Es liegt auch durchaus im Bereich der Gegebenheiten, daß die Symbolforschung durch sie eine Bestätigung ihrer Arbeitsergebnisse finden wird, da sie zu erkennen vermag, wie fest sich Vorstellungen und Gebräuche aus vorgeschichtlichen Zeiten, wenn auch in anderer Form, erhalten haben. Die Karten über Glücks- und Unglückstage, Jahresfeuer, Martinsbrauchtum, Zwölfnächte, Nikolausbrauchtum, Herkunft der kleinen Kinder, um nur einige zu nennen, werden in dieser Hinsicht besonders aufschlußreich sein. Die Vielfalt der in den Karten behandelten Forschungsgegenstände macht es in hohem Maße wahrscheinlich, daß bedeutsame Ergebnisse dieser Art zu erwarten sind, zumal die Austragungen dieser Karten ganz auffallende Gruppierungen und Abgrenzungen zeigen, eine Erscheinung, die möglicherweise auch wichtige Hinweise auf frühgeschichtliche Stammeslagerungen geben wird.

Auch i n a n d e r e n e u r o p ä i s c h e n L ä n d e r n sind Bestrebungen im Gange, die ähnliche Ziele wie der Atlas der deutschen Volkskunde verfolgen. In Italien, in Frankreich und in den nordischen Ländern werden Atlasunternehmungen geplant, die bei aller Wahrung völkischer Eigenart dem Atlas der deutschen Volkskunde in methodischer Hinsicht verpflichtet sind. In bezug auf einige Fragen und ihre kartenmäßige Bearbeitung ist eine Übereinstimmung mit dem deutschen Unternehmen geplant, so daß sich in manchen Stoffgebieten ein Überblick über die Ausbreitung bestimmter volkskundlicher Sachverhalte in ganz Europa ergeben würde. Es ließe sich dadurch auf wissenschaftlicher Grundlage feststellen, was zu den rassemäßigen Eigenarten der einzelnen Nationen gehört, eine Frage, die zur Erhaltung des völkischen Erbgutes ebenso wichtig ist, wie zur Erkenntnis der völkisch gleichartigen oder unterschiedlichen Zusammensetzung der europäischen Nationen.

Mit dem Atlas der deutschen Volkskunde verbinden sich auch Zwecke und Verknüpfungsmöglichkeiten, die in ganz andere Richtungen weisen, als ursprünglich beabsichtigt. S e i n e Z i e l s e t z u n g e n f ü h r e n w e i t ü b e r d e n e n g e r e n R a h m e n d e r V o l k s k u n d e h i n a u s. Die Tatsache, daß an 20 000 Menschen dieselben Fragen gerichtet wurden, wird wichtige Aufschlüsse über das Verhalten der Menschen, über ihre Eigenart zu denken und zu handeln ermöglichen.

Zur Abbildung auf S. 215: Ausschnitt aus Karte 91 des Atlas der deutschen Volkskunde:

M a n s a g t b e i m S c h n e i d e n d e r l e t z t e n H a l m e . . . (Im folgenden sind nur die wichtigsten Zeichen angeführt worden.)

Man sagt, in den letzten Halmen sitzt ○ der Fuchs, ⩚ der Hase, ◇ der Wolf, ♁ die Ziege.

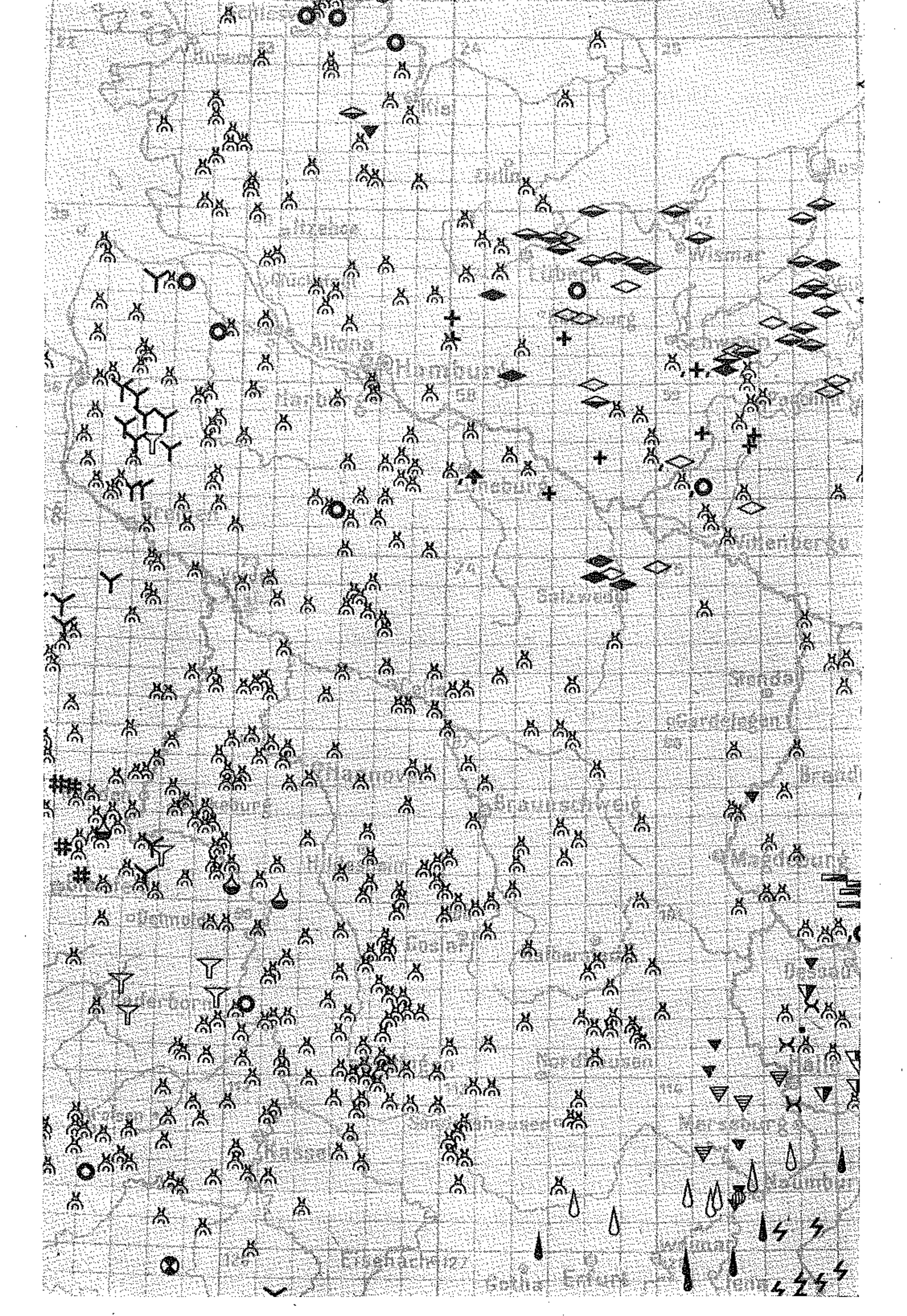
Man sagt, der letzte Schnitter ist + der Bock, ◆ der Wolf.

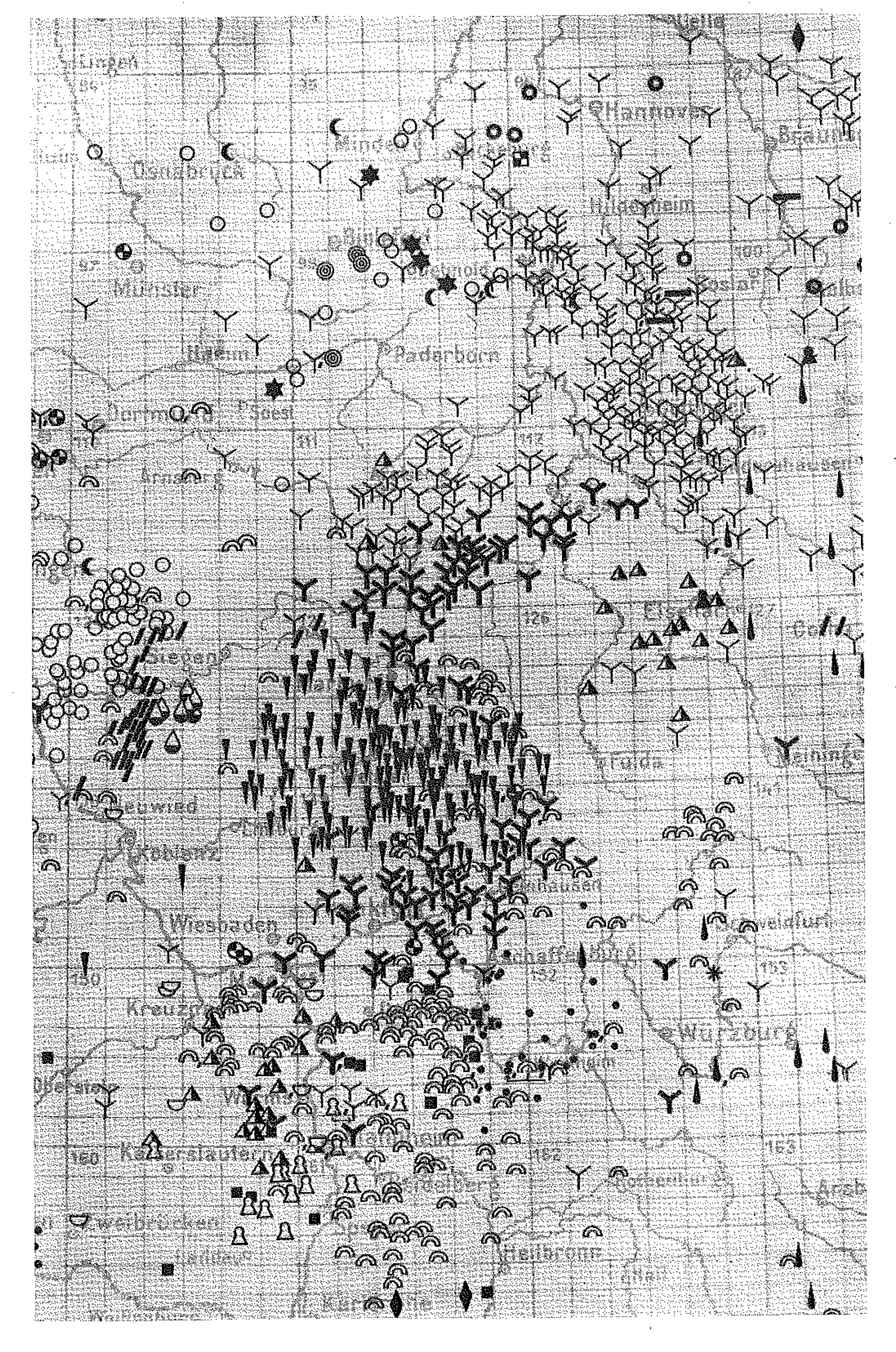
Man sagt, der letzte Schnitter hat ▼ den Alten, ϟ die Schote, ◈ den Wolf.

Man sagt, der letzte Schnitter schneidet ▽ den Alten.

Man sagt, der letzte Schnitter Y muß den Hahn fangen, ▬ muß den Kater hucken, # bekommt Familienzuwachs, ⬙ wird im nächsten Jahre wieder dabei sein.

Es wurde nur der Name ohne weitere Aussage angegeben ▽ der Alte, Y der Hahn, ◈ der Wolf, ▮ die Ziege.





Vom Blickpunkt der Psychologie aus stellt sich der Fragebogen als ein groß-angelegter „Test“ dar, der vor allem geeignet ist, allgemeine Kenntnisse über die Psychologie der Frage und ihrer Beantwortung zu vermitteln.

Der Sprachwissenschaftler findet eine vorbildliche Stoffsammlung, die er auswerten kann. Unzählige Ausdrucksformen der Mundarten, ihrer Schreibweise, ihrer Satzbildungen, ihrer Denkformen und ihrer Beziehungen zum heutigen Schriftdeutsch sind hier festgehalten.

Für die Erforschung weltanschaulicher Grundhaltungen, für die Religionsforschung, Kulturforschung, die Geschichte des Rechtswesens und dergleichen mehr können die Stoffsammlung und die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde zu einem Arbeitsfeld werden, das neuartige Erkenntnisse vermittelt. Neuartig deshalb, weil diese Forschungsunterlage in sich eingeschlossen den rassemäßigen Aufbau des deutschen Volkes enthält. Ganz abgesehen davon, daß einzelne Fragestellungen auch inhaltlich unmittelbar von diesem Blickpunkt aus gestellt wurden, liegt es in der Hinwendung an alle deutschen Stämme und Landschaften, daß hierin Unterschiedlichkeiten oder Gemeinsamkeiten zutage treten müssen. Dies gilt für alle Forschungsgebiete, die in dem Fragebogenunternehmen des Atlas der deutschen Volkskunde eine Stoffsammlung finden. In der Tragweite dieser Feststellung liegt die Bedeutung des Werkes.

Allein es wäre verfehlt, den Wert des Unternehmens lediglich in seinen Auswirkungen auf die Forschung zu sehen. Der Atlas hat auch seine praktisch-volkstümliche Bedeutung. Die Form der wissenschaftlichen Darstellung ist in den meisten Fällen nicht geeignet, auch breitere Volkskreise an den Ergebnissen teilnehmen zu lassen. Der Atlas der deutschen Volkskunde kann dagegen voraussetzungslos „gelesen“ werden. Es bedarf gar keiner näheren wissenschaftlichen Erläuterung, um das Wesentliche seines Inhaltes erkennen zu lassen. Hier erweist sich die Karte als ein im besten Sinne des Wortes volkstümliches Darstellungsmittel. Dazu kommt, daß sich der Inhalt des Dargestellten weit über den Kreis der Fachwissenschaftler hinaus an alle Kreise des deutschen Volkes wendet. Jeder hat eine gewisse Beziehung zu Formen des „Aberglaubens“, zu den Kinderspielen, zu Festen wie Fasnacht, Schützenfest, Weihnachten, Erntefest und dergleichen. Meist verbinden sich ihm damit ganz bestimmte persönliche Erlebnisse, sei es aus seiner Jugend, sei es aus seinem Beruf oder seiner Familie. Mit andern Worten: der Inhalt des Atlas der deutschen Volkskunde ist in hohem Maße selbst wieder volkstümlich. Vom Interesse am Selbsterlebten ist es nur ein kleiner Schritt zum Interesse an dem, was in der Heimat des Nebenmenschen Sitte und Brauch ist. Auf diese Weise vermittelt der Atlas Erkenntnisse, deren Wissen von größter Bedeutung für die Schulungs- und Erziehungsarbeit des deutschen Volkes ist. Der „Städter“ erfährt vom „Lande“, der „Süddeutsche“ vom „Norddeutschen“ usw. Zieht man in Betracht, daß in den Beziehungen solcher Teile unseres Volkskörpers immer einmal wieder gewisse Voreingenommenheiten, Mißverständnisse und Spannungen wirksam sind, so erkennt man, welche einheitsbildende völkische Kraft dem Atlas dadurch zukommt, daß er unmittelbares Verständnis für die stammesmäßigen Bindungen der einzelnen Teile des deutschen Volkes auszulösen vermag.

Zur Abbildung auf S. 216: Ausschnitt aus Karte 87 des Atlas der deutschen Volkskunde.

Der Name der Garbe beim Brotgetreide. (Im folgenden sind nur die wichtigsten Zeichen angeführt worden.) ■ die Boße, Y das Bund, das Bündel, **Y** das Gebund, • die Bürde, ⌒ der Busch, das Büschel, ✱ der Diuf, Duwe, △ die Puppe, ♦ die Sangel, ◎ der Schauf, die Schaube, ○ der Schobben, ↓ die Schütte, ! der Sichling, / die Stauche, Stauke, ▲ der Wisch, das Wischel.

Runen und Sinnbilder

Von Karl Anton Nowotny

Wir veröffentlichen die nachstehende anregende Arbeit, ohne uns alle Einzelheiten, zumal bezüglich der Entstehung der Runen, zu eigen zu machen. Die Schriftleitung.

Die germanischen Runen sind sehr schwer deutbare lineare Sinnbilder, obwohl jede Rune einen Namen trägt, der eigentlich ein Anhaltspunkt für die Erklärung sein müßte. Sie sind so abgekürzt und verschliffen, daß niemand mehr erkennen kann, was sie ursprünglich vorstellen sollten. Die uns vorliegenden Formen der Runen ähneln sehr den griechischen Schriftzeichen und haben durch diese Verähnlichung ihre Deutlichkeit eingebüßt.

Die Runen der älteren Runenreihe bilden (nach F. v. d. Leyen) zusammengehörige Paare. Ein solches Paar bilden die Runen: ᛖ eoh (ältere Form: ⊓) und ᛗ man = Pferd und Mann, d. h. Roß und Reiter. Die Form der beiden Zeichen scheint sich antiken Buchstaben anzuschließen. Namentlich die Form des antiken „M" scheint sich zu spiegeln. Um die beiden Runen aber wirklich richtig zu verstehen, ist es notwendig unter Sinnbildern aller Art Umschau zu halten, die gleichzeitig mit Runen auftreten.

Auf der Speerspitze von Dahmsdorf-Müncheberg (Abb. 1) treten neben der Runeninschrift: ranja (= Anrenner, d. i. wohl der Name der Waffe) Sinnbilder und Heilszeichen (Dreischenkel und Hakenkreuz) auf. Es soll nur eines der Sinnbilder der Speerspitze näher betrachtet werden. Auf der rechten Hälfte der mit Runen beschriebenen Seite des Stichblattes ist ein merkwürdiges Zeichen angebracht, welches meist als entartetes antikes Blitzzeichen, als Donnerkeil (fulmen) gedeutet wird. Würde es sich um einen antiken Donnerkeil handeln, so müßte eine völlige Verballhornung vorliegen, wofür die klaren Formen der Zeichen auf der Speerspitze aber nicht sprechen. Das Wesentliche am antiken Donnerkeil ist nämlich der Keil und nicht die ihn umzuckenden Blitze, die hier in stilisierter und völlig mißverstandener Form allein übriggeblieben wären.

Abb. 1. Mit Silberdraht eingelegte Speerspitze von Dahmsdorf (Müncheberg), gotisch, 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts

Die Speerspitze ist gotischer Herkunft und stammt aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Schon A. Götze hat auf die Ähnlichkeit der Zeichen auf solchen Speerspitzen mit bosporanisch-skythisch-sarmatischen Zeichen des 1. bis 4. Jahrhunderts hingewiesen (Mannus 1909). Die Goten wohnten in der in Betracht kommenden Zeit ja am Schwarzen Meer. Die am Schwarzen Meer gefundenen Zeichen dieser Art sind Geschlechterzeichen der Sarmaten und Skythen; sie finden sich als Eigentumszeichen auf Schnallen (Abb. 2), als Inschriften und sogar auf den Münzen der einheimischen Könige (so auf einer Münze des Königs Thothorses v. J. 296).

Abb. 2. Schnalle aus der Gegend von Kertsch, Reiterbild als Geschlechterzeichen. Nach A. Götze. Mannus 1909

Eines dieser Denkmäler ist die Inschrift der „Katakombe vom Jahre 1873" am Berge Mitrid (Abb. 3); es wirft ein helles Licht auf das Zeichen der Speerspitze von Dahmsdorf. Man sieht auf jener Inschrift eine ganze Entwicklungsreihe vom stilisierten Tierbild über eine lineare Reiterdarstellung, in welcher das Pferd dem Buchstaben „M" ähnlich ist, der Reiter darüber einem Dreieck (vgl. auch Abb. 2), zum Zeichen auf der Speerspitze. Dieses Zeichen ist also eine bis zum äußersten abgeschliffene Darstellung eines Reiters auf einem Pferde und war möglicherweise das Familienzeichen des kriegerischen Besitzers der Lanze.

Da die beiden dem Buchstaben „M" ähnlichen Zeichen der Runenreihe die Namen Pferd und Mann im Sinne von Roß und Reiter tragen, lassen sie sich ohne weiteres als Pferdedarstellungen ansprechen. Die Darstellung eines Pferdepaares aus der Urzeit eines indogermanischen Stammes kann der Mythenforschung keine Schwierigkeiten bereiten. Es ist bei dem mythischen Charakter der Runenreihe ganz klar, daß es sich hier um die göttlichen Zwillinge, die germanischen Alken (die griechischen Dioskuren, die indischen Asvins) handeln muß. Ein solches

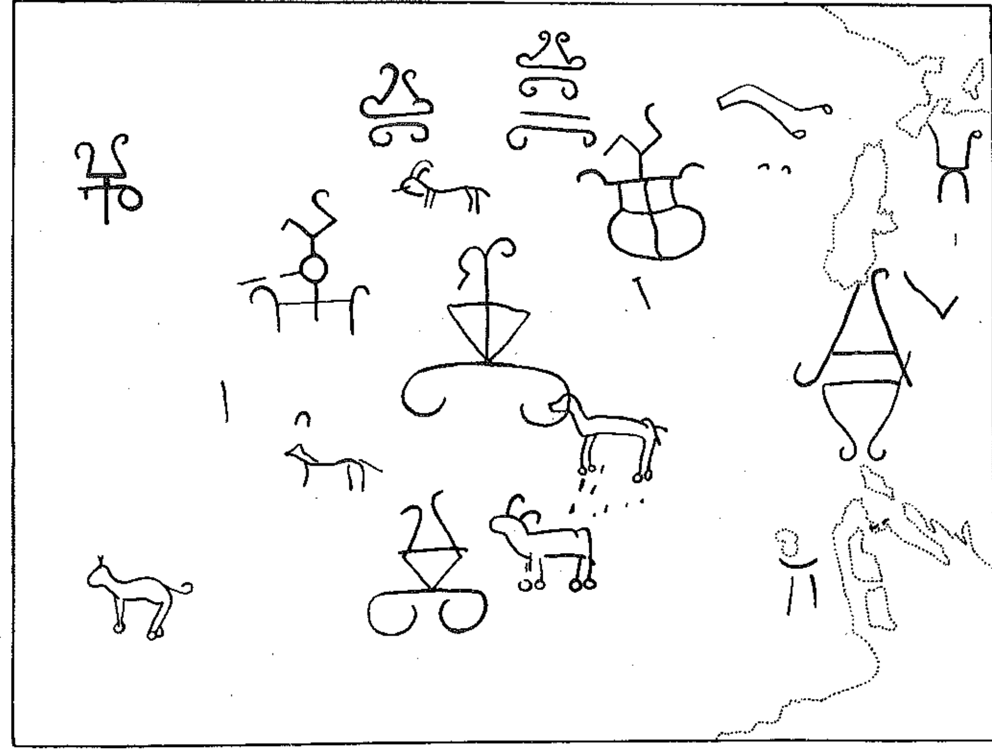


Abb. 3. Sgrafittos der „Katakombe vom Jahre 1873" am Berge Mitrid. Tiere und Geschlechterzeichen. Nach M. Rostovzev, Antike Dekorationsmalerei, Petersburg 1913/14

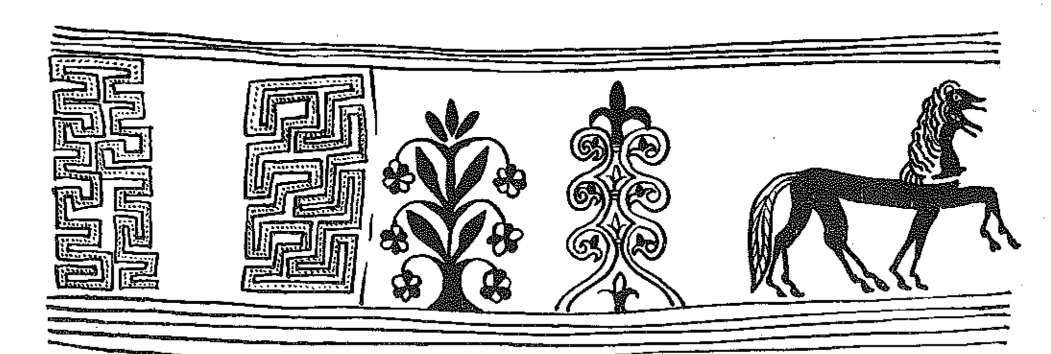


Abb. 4. Bemalung einer vorattischen Vase des 7. Jahrhunderts v. d. Z. Zwei Pferde, zwei Bäume, zwei Labyrinthe. Nach Ill. London News, Nr. 5177/1938

Pferdepaar sieht man z. B. auf einer vorattischen Vase des 7. Jahrhunderts v. d. Ztw. (Abb. 4) neben zwei Lebensbäumen und zwei Labyrinthen. Die mythischen Zwillinge sind Reiter, oft sind sie sogar selbst als Pferde aufgefaßt.

Mit dieser Feststellung ist eine erste archäologisch gesicherte Erklärung der sinnbildlichen Bedeutung zweier Runenformen angebahnt. Auf die Bedeutung dieser Erklärung für die Herkunftsfrage der Runen kann jetzt noch nicht näher eingegangen werden. Jedenfalls lenkt diese Tatsache den auf die Antike (Erklärung der Runenformen aus der etruskischen Schrift) und auf den Orient (Erklärung der Runennamen aus dem Mithraskult) gebannten Blick zu den indogermanischen Nachbarn der Germanen im Osten.

Die Geschlechterzeichen im Bereiche des Schwarzen Meeres sind nicht allzu häufig. Um ein größeres Vergleichsmaterial zu bekommen, muß man die bei türkischen Stämmen noch heute im Gebrauch stehenden Geschlechterzeichen (Tamgas) mit heranziehen; diese Reiterstämme lebten ja in der Nachbarschaft der Skythen. Auf sibirischen Felszeichnungen, die von türkischen Stämmen herrühren, finden sich wie auf dem Sgrafitto vom Berge Mitrid neben Tierdarstellungen Tamgas (Abb. 5). Diese würden für sich allein jeder Erklärung spotten. Glücklicherweise gibt es aber ergänzende skythische Fundgegenstände. Wenn man die Silberblechbeschläge aus den „Kurganen der sieben Brüder“ (Abb. 6) neben die leblosen Tamgas hält, gewinnen sie sogleich Leben. Die dürren Armleuchter bekommen durch das mythische Bäumchen aus Silberblech, welches von Vögeln aufgesucht und von Steinböcken bewacht wird, Sinn. Die linearen Joche beleben sich durch den Vergleich mit dem Steinbock oder dem Hirsch aus Silberblech zu Tieren. Die linearen Tamgas waren also ursprünglich Sinnbilder mythischer Tiere, Bäume und dergleichen.

Wie durch die Erklärung der beiden Runen eine starke kulturelle Verbindung zwischen Germanen und Skythen wahrscheinlich gemacht ist, so spannen sich auch später noch des öfteren Fäden zu den persischen und skythischen Blutsverwandten. Auch die Bedeutung des Lebensbaumes oder Dreisprosses in der skythisch-iranischen Welt hat in der deutschen Volkskunst ihr Gegenstück.

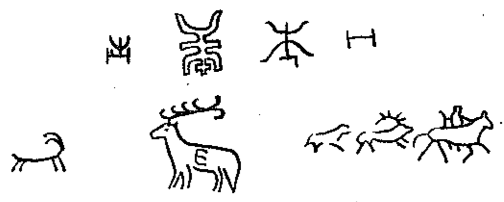
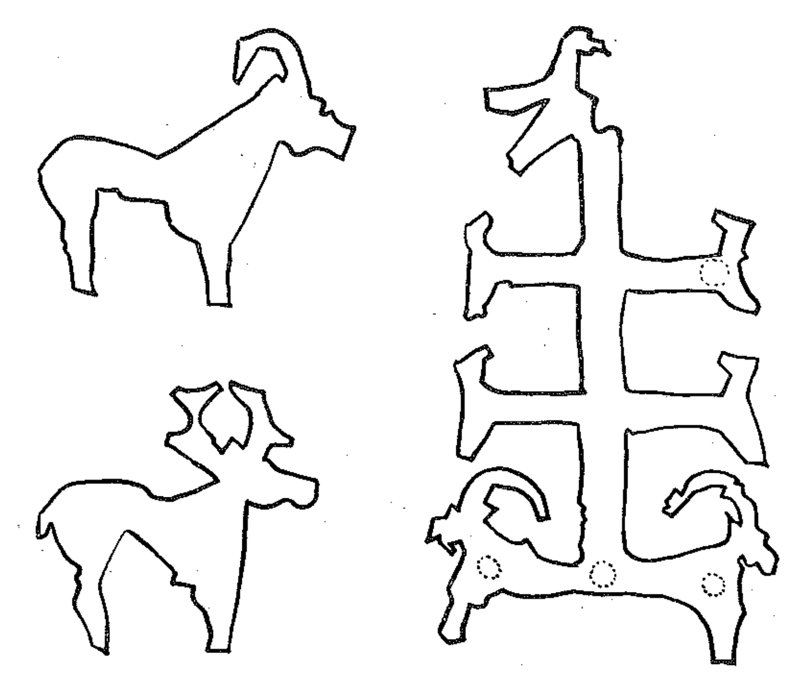


Abb. 5. Tamgas (Geschlechterzeichen) und stilisierte Tiere von alttürkischen Felszeichnungen Sibiriens. Nach Ebert, Reallexikon d. Vorg., XII.



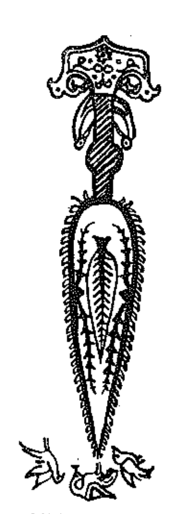


Abb. 7: Weiterleben des skythischen, aus gegenständigen Tieren wachsenden Baumes auf iranischen Teppichen. (Wiener Privatbesitz)

Abb. 6. Silberbleche aus den „Kurganen der sieben Brüder“, Kouban. Nach Compte Rendu 1902, Petersburg 1904

Genau wie es sich aus den türkischen Tamgas für die skythischen Stämme ergibt, war der Lebensbaum auch ein bevorzugtes Geschlechterzeichen deutscher Bauern. Der Lebensbaum, meist aus einem Herzen sprießend, kommt hundertfach auf Bauernsiegeln vor, welche die Dorfrichter ihren Unterschriften beidrückten (Abb. 8). Die beiden Vögel, welche gewöhnlich den Baum aufsuchen oder bewachen, sind aus Platzmangel durch zwei Sternchen ersetzt.

Auf die Bedeutung des Lebensbaumes in der Vorstellungswelt des Volkes werfen Kärntner Lebzeltermodel ein helles Licht. So ist auf einem Model aus Friesach (Abb. 9) in einer Raute ein Dreisproß oder Lebensbaum aus einem Herzen wachsend dargestellt. Die drei Sprossen enden in Blüten; aus der rechten Blüte wächst der Mann, aus der linken die Frau (es handelt sich um ein Hochzeitsgebäck). Aus dem Herzsproß wächst das Kind, welches wie der Wipfeltrieb eines Baumes, das zukünftige Leben in sich verborgen enthält. Der Baldachin über dem Paare, die aus dem Herzen brennende Flamme und die „Treue“ bedeutende Ziffer „Drei“ auf dem Herzen entspringen städtischem Einfluß. Die beiden Spitzen der Raute sind mit Weinranken und Trauben ausgefüllt. Der Model eines Lebzeltenherzens aus Villach (Abb. 10) ist einfacher. Er zeigt bloß im Herztrieb das Kind, die beiden übrigen Sprossen enden in Trauben. Der Lebensbaum war den Schnitzern dieser Model als Sinnbild sich stets verjüngenden Lebens geläufig.

Einen Übergang solcher Lebensbäume im wahrsten Sinn des Wortes zur verchrist-

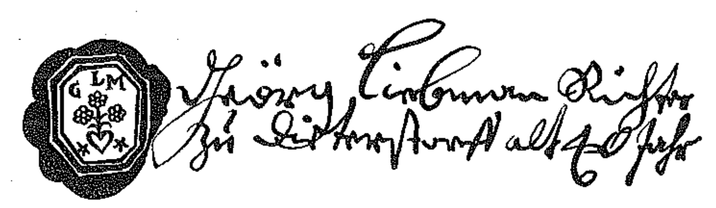


Abb. 8. Bauernsiegel mit Unterschrift (Georg Liebmann — GLM — Richter zu Dieterstorff alt 40 Jahr) von einer Urkunde des Jahres 1691

lichten „Wurzel Jesse", die sich auf allen alten Altären findet, stellt der weltliche Deszendenzbaum der Familie des Apothekers Käppler dar (Abb. 11). Aus dem liegenden Vater wächst der ebenfalls als Weinstock gebildete und reich mit Trauben (dem Sinnbild der Fruchtfülle) behangene Baum, aus dessen Zweigen Blüten mit seinen acht Kindern als Fruchtknoten wachsen. Auf den Spruchbändern stehen ein Segensspruch und die Namen und Geburtstage der Kinder; am Baume hängen die bürgerlichen Wappen des Elternpaares.

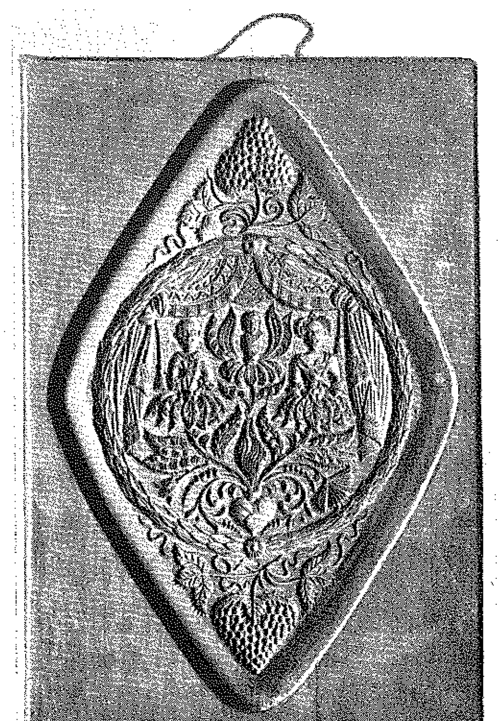


Abb. 9. Lebzeltermodel für ein Hochzeitsgebäck, Museum Friesach in Kärnten

Eine durch ihre naive Darstellungsart erheiternd wirkende Hafnerkeramik aus Stockerau (Abb. 12) zeigt Maria mit dem Kinde in der Krone eines dreisprossigen Eichenbaumes. Der Name des Wallfahrtsortes „Maria Dreieichen" (in Niederdonau) beweist wie die „Wurzel Jesse", daß der Lebensbaum und Dreispross auch in das Christentum Eingang zu finden wußte.

Den ganzen märchenhaften Reiz des mythischen Baumes, der von Tieren aufgesucht oder bewacht wird, bewahrt eine Stickerei aus dem abgelegenen und abgeschlossenen Deutsch-Westungarn (Abb. 13). Der als reicher Blumenstrauß gebildete Lebensbaum, dessen Blumen auch teilweise aus zwei Herzen sprossen, wird von zwei gekrönten Schwänen und von zwei Hähnen bewacht. Das Ganze könnte das Titelbild eines Märchenbuches sein.

Nicht nur die Bedeutung des Lebensbaumes ist für das Verständnis wichtig, sondern auch die Wandlungen und Mißdeutungen, die der Lebensbaum in der Volkskunst mitmachte. Eine recht altertümliche Form des Lebensbaumes sieht man nebst dem vierspeichigen Rad auf einem ungefüge geschnitzten Mangelbrett aus Unter-Retzbach in Niederösterreich (Abb. 14). Solche Mangelbretter sind meist bäuerliche Liebesgaben und wurden von den Bauernburschen für ihr Mädchen selbst geschnitzt. Sie bewahren daher noch mehr alte Überlieferung als die Werke ländlicher Handwerker, die doch etwas mit der Mode der Zeit gingen. Eine sonderbare Umdeutung der den Baum auf-



Abb. 10. Model für ein Lebzeltenherz, Museum Villach in Kärnten (1803)



Abb. 11. Deszendenz des Begründers der Adlerapotheke in Krems a. Do., Museum Krems a. Do. (1530)

suchenden Vögel zeigt die Schnitzerei von einem Preßbaum aus Magersdorf in Niederösterreich (Abb. 15). Der Bauer, der Weinhauer war, hat die Vögel als Winzermesser schnitzen lassen. Der Schnitzer wußte aber doch noch, daß die Vögel zum Lebensbaum gehören und brachte gewissenhaft zwei winzige Vögel auf dem hier als Weinstock mit schwarzen und roten Trauben gebildeten Baum an.

Beziehungen zwischen Germanen und Skythen und Iraniern bestehen nicht nur in

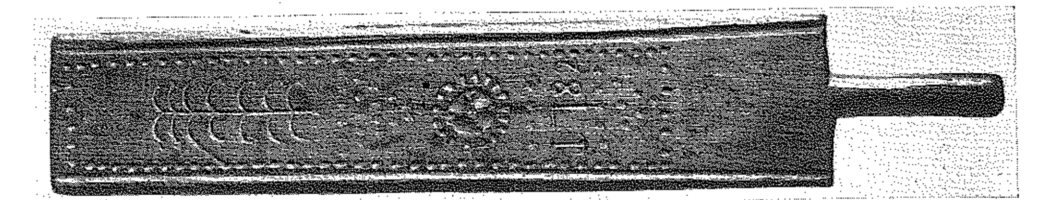


Abb. 14. Mangelbrett zum Wäscheplätten aus Unter-Retzbach in Niederdonau (1782)

den hier aufgezeigten Zusammenhängen von Runen mit skythischen Geschlechterzeichen. Auch in Kunst und Mythos bestehen reiche Beziehungen. Die germanische Tierornamentik hat viele Beziehungen zum skythischen Tierstil. Die Kunst des frühen Mittelalters läßt sich nur verstehen, wenn man (mit J. Strzygowsky) den Einfluß Irans richtig bewertet. Aber noch vor nicht allzu langer Zeit hat iranisches Kunstschaffen anregend auf die deutsche Bauernkunst gewirkt, und das zu einer Zeit, in der die ursprünglichen Schöpfer der anregenden Werke vielfach längst einer der großen Rassentragödien der Weltgeschichte zum Opfer gefallen waren. Im persischen Gebiet hatte sich der Lebensbaum auf Teppichen und Fayencen zu einer wundervollen, blumenreichen Pracht entwickelt. Über Westeuropa drangen solche Fayencen ein und belebten, vermengt mit einheimischen Formen, auch die Bauernkunst.

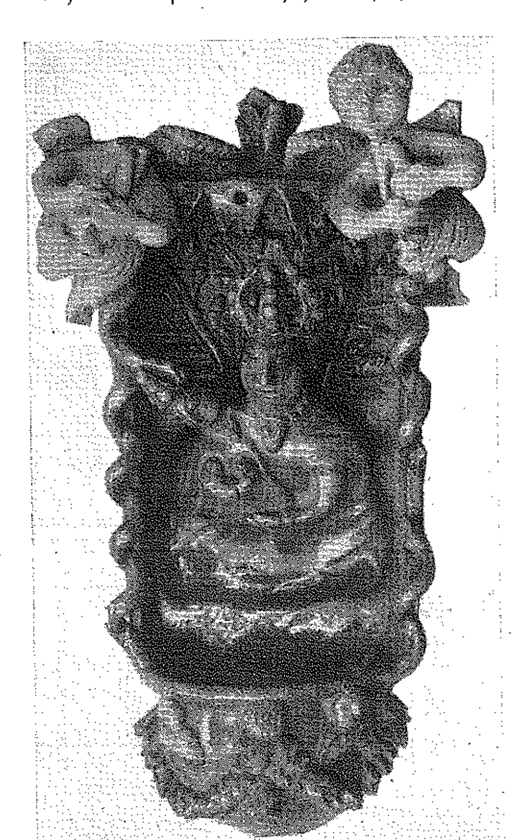


Abb. 12. Weihbrunnkessel, Hafnerkeramik, Museum Stockerau in Niederdonau

So kommt es, daß man zum Beispiel auf einem Teller aus Mähren (Abb. 16) den Lebensbaum mit deutlichen Erinnerungen an die bunten und reichen Blumenornamente der persischen Fayencen dargestellt sieht. Die „Habaner", Hafner, von denen auch dieser Teller stammt, waren vor religiösen Verfolgungen geflohene Deutsche, die in ihrer neuen Heimat ein Kunstgewerbe von wundervoller Höhe schufen. Auch der Maler des Tellers hat den Sinn der beiden Vögel nicht mehr verstanden und ihre Anwesenheit scherzhaft damit begründet, daß er sie das Herz, aus welchem die Blumen sprossen, zersägen läßt. Sie strengen sich dabei mächtig an; köstlich ist dargestellt, wie

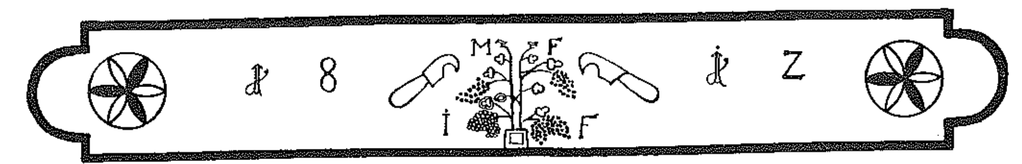


Abb. 15. Verzierung des Preßbaumes eines Weinkellers in Magersdorf in Niederdonau

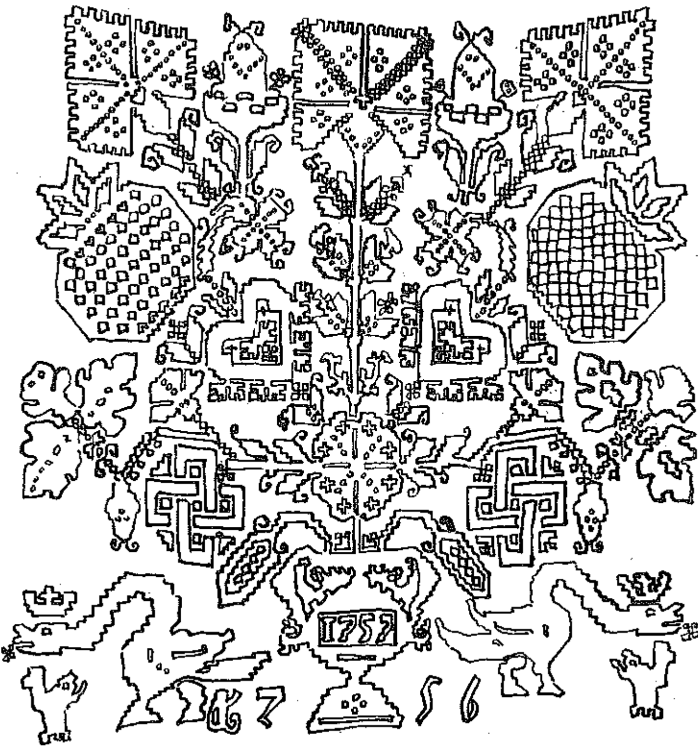


Abb. 13. Rote Stickerei aus Deutsch-Westungarn (Transdanubien)

sich der eine zurückbeugt und wie der andere die Säge vorstößt.

Woher kommt es nun, das fremde Kunstelemente so vollkommen passend in die eigene Überlieferung eingebaut werden konnten, wie man das bei diesem Teller mit den persischen Blumen sieht? Die Anregungen, die mit ostasiatischer Porzellanware herüberkamen, konnten andererseits nicht in die Volkskunst eingebaut werden. Walther Wüst berichtet im Zusammenhang mit diesen volkskundlichen Lebensbäumen (in Heft 1, 1938, dieser Zeitschrift), daß der Baum mit den mythischen Vögeln schon im ältesten arischen Geistesdenkmal, dem Ṛgveda, bezeugt wird. Alle diese Dinge sind viel älter, als man gemeinhin glauben will. Da sie bei den verschiedenen Indogermanen gleichartig waren, konnten ihre verschiedenen Stammesformen auch von einem Stamm zum andern wandern, ohne ihr inneres Leben zu verlieren. Uns aber mahnen die hier besprochenen Runen und Sinnbilder wieder, das Ahnenerbe in unserer eigenen Vergangenheit und bei den blutsverwandten Indogermanen zu suchen. Die auf Umwegen eingedrungenen Kulturgüter des Orients und die doch teilweise wesensfremde ausklingende Antike hätten uns über die hier behandelten Fragen niemals Auskunft geben können.

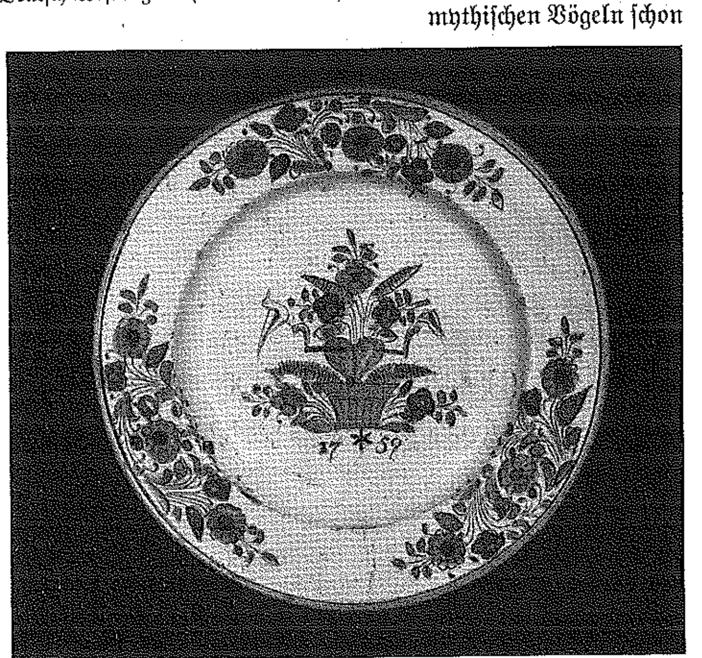


Abb. 16. Fayanceteller, Arbeit der Mährischen „Habaner" (1759). Sammlung Seiberl, Hollabrunn in Niederdonau





Abb. 1. Winter, Eiermännchen und Sommer beim „Stabaus" (Sonntag Lätare) in Dienheim bei Oppenheim
Aufn.: Mößinger 1939

Sommer- und Winter-Spiel

In höchst altertümlicher Weise hat sich in Dienheim bei Oppenheim am Sonntag Lätare ein Umzug des Sommers und Winters erhalten. Das Fest heißt „Stabaus" und ist vor allem ein Kinderfest, wobei die Dorfjugend mit buntbebänderten Brezelstecken singend durch die Straßen zieht. Drei Gestalten gehen dem Zug voran: der Sommer, ganz in Efeu gehüllt, der Strohwinter mit einer Schelle am hohen, spitzen Hut und einem gezöpften Strohschwanz und das Eiermännchen, ein Bursche in Frauenkleidung, der die Gaben in den Häusern sammelt. Eine ausführliche Schilderung des Brauches findet man in „Volk und Scholle" (Darmstadt) Heft 3/1939.

Im Odenwald gehen am Sonntag Okuli bei Amorbach die Schulbuben zu einem Sommer- und Winter-Spiel durchs Dorf. In Watterbach ist der Sommer ganz in Bärlapp gewickelt, sein Strohhut ist mit bunten Papierbändern geschmückt. Der Winter hat einen mächtigen Bienenhut aus Stroh übergestülpt. Die Begleiter sammeln Eier, Schmalz und Mehl, wovon zum Schluß Pfannkuchen gebacken werden. In Buch besteht das Grün des Sommers aus Efeu und Tannenreisig. Der Winter ist an Armen und Beinen mit Strohzöpfen bewickelt, sein Körper und Kopf mit Stroh zugedeckt. Die begleitenden Knaben haben sich schwarze Bärte und Schnurrbärte gemalt; sie tragen Wacholderruten. An beiden Orten wird in den Bauernstuben ein kleines Spiel aufgeführt, bei dem der Winter sich frierend an den Ofen stellt, der Sommer aber das Fenster öffnet; der Winter schließt es schnell, der Sommer öffnet es wieder.



Abb. 2. Sommer und Winter. Watterbach im Odenwald
Aufn.: Mößinger

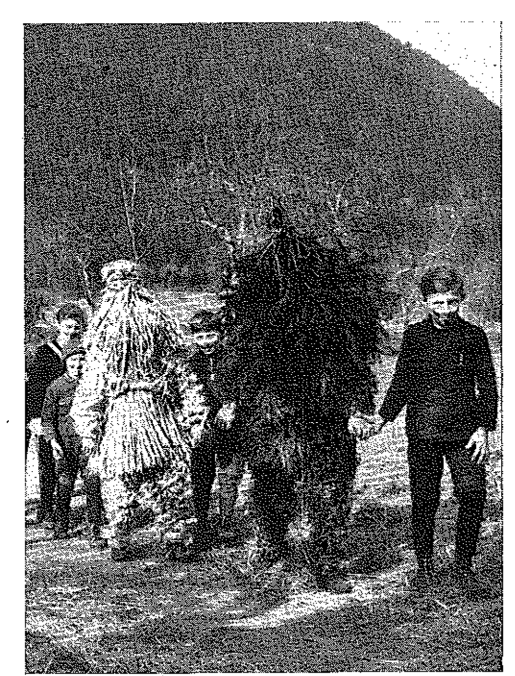


Abb. 3. Sommer und Winter. Buch im Odenwald
Aufn.: Mößinger

Dies geschieht mehrmals, meist dreimal, dann jagt der Sommer den Winter hinaus. Die Begleiter werfen der Bäuerin Sträußchen aus Bärlapp oder Immergrün in die Stube; diese sollen, in die Hühnernester geflochten, besonders reichen Eiersegen bewirken. Bemerkenswert ist, daß ein Bericht vom Ende des 19. Jahrhunderts (Hess. Blätter f. Volkskunde 34, 1935) auch heute noch gilt, so daß der Brauch die letzten fünfzig Jahre ohne jede Veränderung überstanden hat.
Fr. Mößinger.

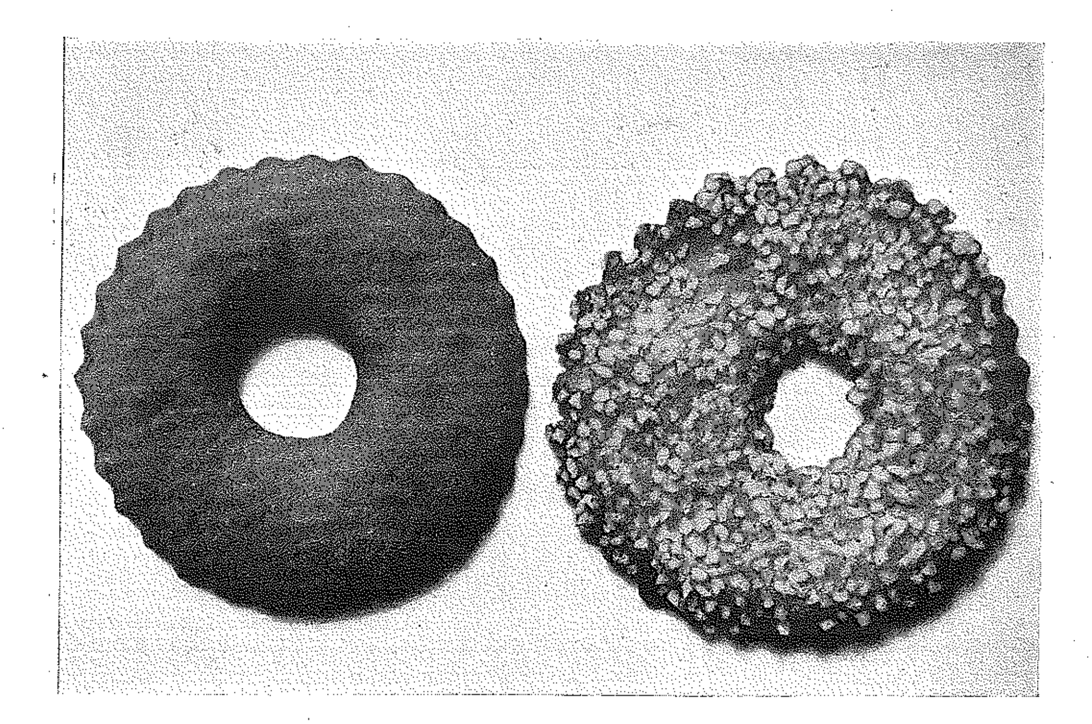
Sonnenräder im Bardowicker Pfingstbrauch

Am Rande von Bardowick, dicht an der Ilmenau, liegt der Nikolaihof, auch Pröben genannt, auf dessen Anwesen die Nikolaikirche steht. Zwischen der Kirche und der Ilmenau befindet sich ein Eichenwäldchen, das noch heute im Volksmund den Namen „Wodanshain" führt. Am Nachmittag des ersten Pfingstfeiertag wanderte Alt und Jung zum „Hain" hinaus, an dessen Pforte alte Mütterchen saßen und jene Kuchen verkauften, die die Bardowicker „Räder" nennen. Die Räder wurden aus Syrupteig bzw. Mürbeteig gebacken. Die Kuchen hatten einen Durchmesser von etwa acht bis zehn Zentimeter, in der Mitte war ein Loch, der äußere Rand gezackt. Die Kinder schoben die „Räder" auf einen weißgeschälten Weidenstock, um sie nach und nach zu verzehren. Auch die Alten kauften die „Räder", und da sich das Gebäck gut hielt, wurden sie im Hause oft längere Zeit aufbewahrt.

Im „Jahresbericht des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg 1890" schrieb bereits Dr. Sprengell, Lüneburg, über diesen Brauch. Sprengell hat selbst einmal ganz zufällig dieses alte Brauchtum dort erlebt. Er spricht von einer „Art Korso", weil die Leute dort im Hain auf und ab gingen, und zwar „im besten Putz". Hierauf scheint sehr viel Wert gelegt worden zu sein. Eine alte Bardowickerin erzählte mir, daß sie als Kind einmal nicht habe mitgehen dürfen, weil ihre Schuhe nicht mehr gut genug waren.

Leider gibt uns Dr. Sprengell keinen Aufschluß über das Herkommen und die Bedeutung der „Räder". Ich habe mich auch vergebens bemüht, noch von alten Leuten Näheres zu erfahren.

Hans Müller Brauel führt in den „Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für Deutsche Volkskunde, Bd. II, viertes Heft, 1906" ebenfalls den Bericht Dr. Sprengells an, und er fügt eine Anmerkung bei, in der es heißt: „Wie eine hier weilende Wienerin, Frau E. Eggers,



mir dazu mitteilt, werden dieselben ‚Räder‘ in derselben Form und Aufmachung auf Weidenruten in Wien usw. allgemein verkauft, sobald es soweit warm geworden ist, daß die öffentlichen Gärten von Händlerinnen besucht werden.“ Müller-Brauel vermutet, daß die „Räder“ Symbol der Sonne sind. In Bardowick werden sie auch „Sonnenräder“ genannt. Ich konnte aber nicht feststellen, ob diese Bezeichnung wirklich alt ist oder nicht.

Seit etwa Kriegsbeginn wurde das Backen der „Räder“ mehr und mehr aufgegeben, sie werden jetzt nur noch von *einem* Bäcker gebacken. Den „Hain“ hat man aufgegeben; man feiert unterhalb des Wäldchens bis in die Nähe des Gasthauses von Bardowicks. Dort sitzt nun zu Pfingsten nur noch ein altes Mütterchen und verkauft die „Räder“.

Das ist auch in diesem Jahre wieder so gewesen. Rund 6000 „Räder“ hat der Bäcker in diesem Jahr verkauft. Hierzu erfahre ich noch, daß die Weidenstäbchen, auf die die Kinder die „Räder“ schieben, nicht etwa von den Kindern angefertigt und mitgebracht werden, sondern diese hat das Mütterchen, das die „Räder“ verkauft, zu beschaffen. Man darf also sicherlich auch den „Weiden“stäbchen einen tieferen Sinn beimessen, denn Weidenstäbchen müssen es sein.

Nach dem Bericht eines Bardowicker Bäckermeisters sind die Ansprüche der Käufer in den letzten Jahren gestiegen. Die aus Syrupteig gebackenen „Räder“ genügen nicht mehr allein, es müssen auch solche aus hellerem Teig dabei sein. So werden die Mürbeteigräder, die mit Zucker bestreut sind, erst in letzter Zeit gebacken (siehe Abbildung).

Wenn wir auch heute über die Herkunft des Pfingstgebäcks nichts mehr erfahren können, so kann wohl mit Gewißheit gesagt werden, daß es sich hier um ein altüberliefertes Brauchtum handelt. Ebenso gewiß dürfte auch sein, daß die „Räder“ Sinnbilder der Sonne sind. Ein Vergleich mit älteren Sonnensinnbildern dürfte das bestätigen. Walther Hahn, Lüneburg.

Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott müßte sich selbst vernichten; aber alles Zusammengesetzte wird aufgelöst, alles was Ort und Zeit ausmißt, wandert.

Herder

Micca und Kniva

Mica, der Name des Gotenkönigs, den F. Altheim S. 50 erwähnte, ist uns im Schrifttum als Mica, Micca, Mecca und auch Neca überliefert. Als alte Lautform kommen nur Micca und Mica in Betracht, wobei mir auf Grund der Überlieferung Micca den Vorzug zu verdienen scheint. Für die Deutung des Namens spielt es keine Rolle, ob man die eine oder die andere Form wählt, da dann nur die Erklärung des zweiten -c- wegzufallen braucht.

Wie schon S. 54 erwähnt wurde, stelle ich den Namen zu got. mikils „groß“, dem anord. mikill, as. mikel, ags. micel, ahd. michil, mhd. michel. Genau so wie dem griechischen megalo- „groß“ ein gleichbedeutendes mégas, méga entspricht, steht neben germ.* mekila in der gleichen Bedeutung meku, das in an. mjok „sehr“, engl. much weiterlebt. Zur gleichen indogermanischen Wurzel sind auch lat. magnus, armen. mec „groß“ und altindoar. majmán „Umfang“ zu stellen. Die Formen mit -l- sind nur Ableitungen. Daß wir im Gotischen keinen Beleg für eine Form ohne -l- besitzen, ist belanglos, weil wir nur einen Teil des gotischen Wortschatzes kennen und außerdem Namen meist auf einen älteren Sprachstand zurückgehen. Mit Suffixen erweiterte Stämme werden auch dann, wenn die Umgangssprache meist diese verwendet, in Namen seltener verwendet. Die einfachen Stämme überwiegen in den meisten Fällen.

Bei Kurznamen wie Mica oder Micca sind zwei Bildungsmöglichkeiten vorhanden, je nachdem, welcher Lesung man sich anschließt. Die Form ohne das zweite c ist zu anderen Kurznamen zu stellen wie Aga, Ara, Apa, Atra, Aufo, Baro, Baza, Bela, Berto, Bera, Grippa, Fasta, Wara und vielen anderen, die sich gerade im ostgermanischen Namensmaterial auch sehr zahlreich belegen lassen. In diesem Falle ist mit germ. -a- oder -an- Suffix zu rechnen, die sprachgesetzlich im Ostgermanischen zusammengefallen sind.

Bei Micca liegt entweder die in Koseformen nicht seltene Verdoppelung des letzten Konsonanten vor, wie etwa in Alla, Atta, Bessa, Cotto, Ella und vielen anderen Namen, oder es trat an den Stamm des -k-Suffix, das in Kurznamen sehr häufig belegt ist und eine Verkleinerungs- oder Koseform bildet, etwa wie heute -chen in Karlchen.

Der zweite Name, Cniva, den gleichfalls ein gotischer König trug, wurde in letzter Zeit mit got. kniu „Knie“, ags. cnio „Knie, Generation“ zusammengestellt. Rein formal ist diese Deutung ohne weiteres möglich. Allerdings erscheint es verdächtig, daß in diesem Falle in der Schreibung keine Variante vorliegt. Hatte v den Lautwert w, so müßten bei den Veränderungen, die gerade dieser Laut durchmachte, Varianten wie u oder o vorliegen. Andererseits ist die Erklärung des Namens unbefriedigend, gleich, ob man die Bedeutung „Knie“ oder gar die übertragene „Generation“ in den Vordergrund schiebt. Diese Schwierigkeit haben auch jene erkannt, die an die Richtigkeit der Deutung glaubten. Die immer wiederkehrenden Versuche, den Sinn dieses Namens herauszuarbeiten, lassen dies deutlich erkennen. Zu überzeugen vermögen sie freilich nicht.

Liest man v als bilabiales b, was ja ganz naheliegend ist, da die römische Schreibtradition germanisches w und b nicht unterschied, so bietet sich sofort eine äußerst einfache Deutung: germ.* kniba „Messer“, anord. knifr, ags. knif, nhd. nnd. (mundartlich) Kneif und Knîf „Messer“. Der Name ist zu vergleichen mit Bronildi, Bruna, Brunehildus, zu ahd. brunja „Brünne“, Randinus, Randus, Randulfus zu ahd. rant „Schild“, Sarus, Sarabonus, Sarvili zu got. sarwa „Waffen“, Tufa zu ags. thúf „Helmbusch“, Hosda, Usda, Usdibadus, Esdulfus, Osdulf, Osdulg zu anord. oddr, as. ahd. ort „spitze Waffe“ und den zahlreichen anderen Namen, die einen Waffennamen in Form einer Umschreibung enthalten. Dies ist besonders bei Schwert, Speer und Schild der Fall. Die Erweiterung von Cniva zu Cnivida entspricht in der Bildung völlig Darida zu ags. daroth, ahd. tart, anord. darr „Spieß“. Zu vergleichen wäre auch noch Tolwin zu ags. tól „Werkzeug“. Diese Liste ließe sich wie jede andere in unserer kurzen Ausführung noch leicht erweitern, wenn auch die nicht-ostgermanische Überlieferung berücksichtigt würde. Schon jetzt zeigt sie, daß kniva „Messer“ nicht ein Einzelfall ist, sondern in die Gruppe von Namen gehört, die nach Waffennamen gebildet ist. Das Messer zählte ja zur Ausrüstung jedes Kriegers. Außerdem ist es möglich, kniva „Messer“ als einen *Übernamen* zu erklären, der auf scharfe Schlagfertigkeit im Sprechen und unerbittliche Schlagkraft im Handeln deuten könnte. Die Zahl der germanischen Übernamen ist zwar nicht groß, jedoch genügt sie, den Brauch zu bezeugen. Wieweit auch männerbündisches Brauchtum, in dem ja Übernamen eine besondere Rolle spielten, hier heranzuziehen ist, muß vorerst unentschieden bleiben. Nach den späteren Namen, die aus diesem Bereich bekannt geworden sind, würde „Messer“ auch hierzu gut passen. Gilbert Trathnigg.

Erwecker der Vorzeit

Zur Runenforschung 1935—37. Mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers der Zeitschrift für nordische Sprachforschung Acta Philologica Scandinavica, Herrn Prof. Dr. Johs. Bröndum-Nielsen, sei im folgenden an der Hand der Bibliographischen Hefte XI und XII eine Auswahl der Neuerscheinungen auf dem Gebiet des Runenschrifttums gebracht.

Hugo Pipping (Helsingfors) zeigt in „Buchstabenrechnung in der Runenschrift“, daß in dänischen Runeninschriften manche Runenmetzen bestimmte Zahlen angestrebt haben: 2, 4, 8, 12, 16, 24, 48; z. B. beim Wedelspangstein 2 die Zahl 16 und ihre Vielfachen. Er meint, die Zweifler müßten aufhören, Magnus Olsens Beobachtungen mißtrauisch zu betrachten.

Zu den Forschungen des verstorbenen Sigurd Agrell, des geistigen Vaters der Uthark-Lehre, haben sich geäußert:

1. Konstantin Reichardt in seiner „Runenkunde“ S. 109: „Wenn es Agrell auch keineswegs gelingt, seinen Aufbau voll zu erweisen und er häufig genug zu unwahrscheinlichen Hilfsspekulationen Zuflucht nehmen muß, ist der Wert seiner Forschungen unverkennbar.“

2. Jan de Vries in seiner Altgermanischen Religionsgeschichte I S. 315: „Selbst wenn in vielen Fällen Agrell zu unkritisch gewesen ist, so dürfen wir doch annehmen, daß er auf der richtigen Spur ist.“

3. Hans Kuhn im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie Bd. 56, 1935, S. 476—480 über „Die spätantike Alphabetmystik und die Runenreihe“ Agrells von 1932 meint, daß Agrells Grundgedanken eine große innere Wahrscheinlichkeit innewohne, er aber in vielen Fällen zu weit gegangen sei.

Über Hans Brix: „Berechnungen in den dänischen Runeninschriften“ (1932) urteilt Hans Kuhn, daß Brix zwar in manchen Hinsichten recht zu haben scheine, aber den von ihm errechneten Zauberzahlen häufig die Überzeugungskraft abgehe.

Sigurd Agrell hat selbst im „Svensk Upplagsbok“ XXIII (1935) und in „Bidrag till nordisk filologi tillägnade Emil Olsen“ (1936) nochmals versucht, seine Anschauungen zu stützen. Er will zeigen, daß die Inschriften von Björketorp und Stentoften teilweise Geheimschrift bergen. Er sucht z. B. das Wort utharabasba' auf dem Stein von Björketorp, den er für einen Grenzstein hält, zu lösen, indem er jedes Zeichen eine Rune rückwärts in dem älteren Runenfuthark setzt. Bei der Stentoften-Inschrift setzt er u. a. bei dem Wort gestumR jedesmal die dritte vorhergehende Rune ein, was asibota ergibt und gedeutet wird als: „O Gott, dem Gott gehört die Strafe.“ Die Anrufung wird von Agrell auf Thor bezogen.

S. K. Amtoft hat untersucht, was die Worte „danmarkar bot“ auf dem kleinen Jellingstein bedeuten. Er sieht in „bot“, das er mit dem gotischen batiza (besser) zusammenbringt, eine Bezeichnung für „Herrscher“, die schon im Veralten war, während konungR (König) noch nicht allgemein geworden war.

Siegfried Gutenbrunner hat in den A. Ph. S. XI 1936 in „Beiträge zur Deutung einiger Runendenkmäler“ das Bronzefigürchen von Fröihov behandelt. Er liest tada und bringt das mit dem thrakischen und illyrischen „Apollo Tadenus“ zusammen und diesen wieder mit dem „langgelockten Phoibos“ der Ilias. Er hält für möglich, daß die Inschrift schon im Süden eingeritzt war, bevor die Figur in germanischen Besitz kam. Zu dem Diadem von Straarup und dem Worte „lethro“ fragt er, ob es nicht aus religiösen Vorstellungen erwachsen sein könne, da weibliche Geisterwesen oft in Lederkleidern auftreten, und ob nicht Nerthus selbst die Trägerin eines Ledergewandes war und daher „die Lederne“ genannt worden sein könnte.

Wolfgang Jungandreas hat 1935 in der Ztschr. f. deutsche Philol. Bd. 60 sich mit der „germanischen Runenreihe und ihrer Bedeutung“ befaßt. Die sehr lesenswerte Abhandlung setzt folgende frühgermanische Formen der Runennamen an: fehu, urus, thurisos, ansos, raida, kana (?), geba, uunia, hagl, naudis, iso, iero, eihuos, pezda (?), eluhs (?), souul, teiuos, berka, ehuos, mannos, lagus, inguos, dagos, othal.

Heinrich Hempel (Bonn) hat 1935 in der „Germanisch-romanischen Monatsschrift“ S. 401—426 einen Aufsatz „Der Ursprung der Runenschrift“ veröffentlicht. Diese geschickte Zusammenfassung des Standes der Forschung ist sehr lehrreich und empfehlenswert auch für solche Leser, die der norditalisch-alpinen Herleitungsmutmaßung abwartend oder bedenklich gegenüberstehen.

Konstantin Reichardt hat 1936 eine

„Runenkunde“ erscheinen lassen. Sein Ziel war, der breiten deutschen Öffentlichkeit eine allgemeinverständliche Darstellung der als gesichert ansehbaren Ergebnisse der Runenforschung zu bieten. Er hat sich dabei bewußt auf die Schriftrunenforschung beschränkt.

Mogens B. Mackeprang: „Die Goldhörner“. Eine Stil- und Typenbestimmung. Keine Einzelheit spricht gegen skandinavischen Ursprung. Zeitansetzung: Mitte des 5. Jahrhunderts.

Erik Moltke: „Die Runeninschrift des Goldhorns von Gallehus“ (AaNO 1936) spricht die Inschrift für nordgermanisch an und lehnt Marstranders Lesung „alawido“ statt „tawido“ ab; des Ritzers Hand sei ausgerutscht, als er die Beistäbe des t von tawido machte; dieser Lägäst sei kein hervorragender Runenmetz gewesen; einzig mögliche Übersetzung sei: „Ich, Lägäst, Holtes Sohn, machte das Horn“ — also die in griechischen, lateinischen und germanischen Inschriften des Mittelalters beliebte Formel.

Erik Moltke hat in „Grönland Runen-Inschriften IV“ (Meddelelser om Grönland Bd. 88, 1936) Funde in den westlichen Siedlungen aus den Jahren 1930—32 (Sandnes und Umiviarsuk) behandelt. Der sprachliche Ertrag ist gering.

Eine ebenfalls neu gefundene Inschrift aus dem Nordfjord behandelt Magnus Olsen in „Der Runenstein von Barmen“. Er liest „ek thirbijar“.

Von Buchbesprechungserwähnungen des Heftes XI sei um der Bedeutsamkeit für weitere deutsche Kreise willen das Urteil Wolfgang Krauses in der Ztschr. f. deutsches Altertum und deutsche Literatur, Anzeigen Bd. 55, 1936, über das Handbuch der Runenkunde von Helmut Arntz erwähnt. Es lautet in letzter Zuspitzung: „Als selbständiges wissenschaftliches Werk steht das Handbuch nicht hoch, besonders nicht, wenn man es mit seinen Vorgängern (Wimmer, von Friesen, Marstrander) vergleicht.“

Von im Heft XI der Acta Ph. S. nicht erwähnten Arbeiten sei ergänzend noch hingewiesen auf die Untersuchung Hermann Harders im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ Bd. 168, Heft 1/2, Oktober 1935: „Beiträge zur Schriftgestalt in lateinischen Inschriften der Germanenreiche.“ Die Arbeit lenkt die Aufmerksamkeit auf das bisher wenig beachtete Gebiet der lateinischen christlichen Inschriften der Spätantike und des frühen Mittelalters und zeigt, daß die in Inschriften offensichtlich germanischer Herkunft (verbürgt durch germanische Personennamen) auftretenden Buchstabenformen in ihren Abweichungen von dem klassischen Vorbild durch das andersgeartete germanische Stilgefühl bestimmt, zum Teil sogar runischen Ursprungs sind.

In der gleichen Zeitschrift hat Hermann Harder in Bd. 169 Heft 1/2 die Inschrift der großen Nordendorfer Spange neu zu lesen und zu deuten unternommen. Er deutet die Widmung, indem er das bisher stets zusammengefaßte leubwinie trennt: „Awa Liebes genieße!“ Die Hauptinschrift faßt er als: „Möge das Grab trocknen, Wodan! Weihe, Donar!“ Es ist dabei bemerkenswert, daß Harder ebenso wie Hermann Güntert 1934 — aber unabhängig von diesem — das Wort „thore“ als „thorre“ las und mit „dorren, vertrocknen, trocken werden“ zusammenbrachte.

Ebenfalls in Herrigs Archiv Bd. 170 Heft 1/2 hat Hermann Harder „die Runenspange von Ems“ neu behandelt und im Heft 3/4 desselben Bandes „die Runeninschrift des Holzschwertes von Arum“ sowie „die Runeninschrift der Schnalle von Szabadbattyan“ untersucht. Auf dem Holzschwert liest er „Edae: Wodae“ und deutet: „Eda dem Wodan.“ Er faßt somit das Schwert als eine Opfergabe an Wodan auf. Die Schnalleninschrift deutet er anders als Wolfgang Krause und kommt zu dem Schlusse, daß sowohl die Schnalle wie die Inschrift gotisch sind.

Von dem verstorbenen Sigurd Agrell ist 1936 in Lund noch erschienen: „Die pergamenische Zauberscheibe und das Tarockspiel“ mit dem Inhalt: 1. Die pergamenische Zauberscheibe. 2. Das Tarockspiel. 3. Die mithrische Zahlenmystik und die Buchstabenmagie. Der Grundgedanke des Verfassers, daß die Zahlenmystik der Runen mithrischen Ursprungs sei, führt ihn dazu, daß der erste Himmel u. a. Hreggmimir genannt worden sei, was als „Sturmmimir“ zu deuten sei. Nach Agrell besteht kein Zusammenhang mit der lateinischen, sondern mit der griechischen Form der Alphabetmystik im römischen Kaiserreich der ersten Jahrhunderte. Er sieht zwei Möglichkeiten: entweder sei die Runenreihe mit den 24 Zeichen eine Umgestaltung des griechischen Alphabets (in diesem Falle wahrscheinlich nach dem Muster einer teilweisen Geheimschriftform desselben) oder gewisse schon vorhandene Buchstabenzeichen, die nicht direkt griechischen Ursprungs waren, seien nach dem Vorbilde eines mithrisch-griechischen alphabetmystischen Systems zu einem Ganzen zusammengestellt worden, wobei in Anlehnung an die griechische Schrift einige neue Zeichen, die phonetisch nicht unbedingt nötig waren, hinzugefügt worden seien. Agrell zieht die erstere Möglichkeit vor, was eine Abwandelung der Ursprungslehre der Runenschrift Otto von Friesens bedeutet.

In der Zeitschrift für deutsche Philologie 61

S. 227—232 (1936) hat Wolfgang Jungandreas unter „Zur Runenreihe“ seinen Aufsatz von 1935 ergänzt.

In Arkiv för nordisk filologi 53 S. 233 bis 284 (1937) ist Arnold Nordling unter Runskriftens ursprung dafür eingetreten, daß die Herleitung der Runenschrift aus den subalpinen Alphabeten Italiens durch Marstrander und Hammarström viele Vorzüge habe; die Namen der Runen beweisen, daß sie nicht von dem lateinischen Abc abgeleitet sind. Bei der Frage nach der Chronologie und dem Ursprung der Runen komme man auf die Erklärung Marstranders und Hammerströms. Nordling untersucht weiter den historischen und archäologischen Hintergrund. Da nicht durch Vermittlung der Goten, sondern durch die anderer und früherer Völker die Fibeln nach Nordeuropa kamen, fällt die Stütze für die östliche Herleitung der Runen. Sowohl die Datierung der norditalischen Alphabete als auch die Datierung derjenigen Periode, in der die Germanen noch nicht in direkte, friedliche Verbindung mit den Römern getreten waren, sprechen nach dem Verfasser dafür, daß das (in den Einzelheiten unbekannte) norditalische Alphabet, das vermutlich die Grundlage der Runen gewesen sei, schon vor Beginn u. Ztr. über die Alpen gewandert sei.

In der Zeitschrift für deutsches Altertum (Anzeiger) 1936 S. 97—99 ist Werner Wolf gegenüber den deutschen Runengelehrten, die der Lehre Marstranders folgen, dafür eingetreten, Otto von Friesens Abhandlung von 1931 im Arkiv för nordisk filologi noch einmal behutsam und mit Ruhe vorzunehmen und zu erwägen.

Edmund Weber.



Berent Schwineköper, **Der Handschuh im Recht, Ämterwesen, Brauch und Volksglauben.** Neue deutsche Forschungen, herausgegeben von Hans R. G. Günther und Erich Rothacker, Band 191. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1938. 162 Seiten. Geh. 2,80 RM.

Diese bis in jede Einzelheit durchgeführte Untersuchung eines einzelnen Symbols bringt eine erstaunliche Fülle von Belegen für eine besonders verbreitete und beliebte Form eines Rechtssinnbildes. Die Untersuchung gewinnt besonderes Gewicht dadurch, daß Percy Ernst Schramm ihr eine Einführung vorausschickt: „Die Erforschung der mittelalterlichen Symbole, Wege und Methoden“. Der bekannte Historiker setzt sich darin in einer uns besonders angehenden Weise mit der Frage der Lebenswirksamkeit der „Symbole“ als Zeugen der Kontinuität und des Wandels auseinander. Wenn er bei einer Übersicht über die neuere Symbolforschung sagt: „Damit ist die Geschichte der Symbole, die bei F. Kampers unter das Motto ‚ex oriente symbolum‘ gestellt war, wieder zu unserem eigenen Anliegen gemacht. Während er gezwungen war, immer wieder von Mär und Traum zu sprechen, weil sich seine Feststellungen nicht zu greifbarem Leben verdichten wollten, spüren wir, wie einst schon Jacob Grimm, hinter den Symbolen die endlosen Geschlechterreihen unserer Vorfahren, die durch die Geschichte weiterreichten“ — so können wir das als eine erfreuliche Bestätigung unseres seit langem vertretenen Standpunktes begrüßen; so mitleidig man anderswo über einen „Rückfall in Jacob Grimm“ lächeln mag. Schramm fordert auch „Beachtung des Wandels neben der Kontinuität“ (S. VII), eine Forderung, der wir zustimmen, wenn auch diese Arbeit gerade die Frage nahelegt, was in dieser Kontinuität als „Wandel“ angesehen werden kann. Ich komme darauf noch zu sprechen; ebenso wichtig ist aber die Frage, was man in diesem Zusammenhange unter einem „Sinnbild“ zu verstehen habe. Wenn Schramm (S. XI) in der christlichen Vorstellungswelt „Vögel, die den Schnabel in einen Krug tauchen oder an Weinreben picken“, als „Sinnbilder“ bezeichnet, so zeigt das, wie schwankend die Begriffe auf diesem Gebiete noch sind. Gerade hier, wo es sich nicht um Sinnbilder, sondern um Allegorien handelt, wird der Unterschied zwischen christlich-südländischem und germanischem Denken in „organischer Struktur“ besonders deutlich. In Wirklichkeit ist diese „Allegorese“ ein christliches Einfuhrgut und kann überhaupt nicht mit germanischen Sinnbildern verglichen werden. Diesen Vorbehalt müssen wir auch einigen Feststellungen der Untersuchung von Schwineköper gegenüber machen, die im übrigen als ein wertvoller Sachbeitrag zum Gebiete der Sinnbildforschung im besonderen Sinne wärmstens begrüßt werden kann. Denn wenn auch der Handschuh erst um die Mitte

des ersten „christlichen“ Jahrtausends bei den Germanen heimisch wurde, so handelt es sich gewiß nicht um ein völlig neues, aus dem bischöflich-kirchlichen Brauche übernommenes Symbol. Diesen Eindruck könnte Schwineköpers Darstellung erwecken, wenn er von dem Bischofshandschuh als Vorbild des Königshandschuhs ausgeht. Es liegt vielmehr „auf der Hand“, daß der Handschuh als Königs- und Rechtssinnbild den Sinnbildgehalt des „Vorsymbols“, nämlich der Hand selbst, aufgesogen hat — allerdings nur zum Teil. Gerade aus dieser Kontinuität erklärt es sich, wenn Schw. feststellt (S. 155), daß „der Handschuh des deutschen Königs eigentlich immer nur ein Auszeichnungsstück und nie richtige Insignie war“. Ich möchte nämlich vermuten, daß die Hand als Königssymbol im Szepter selbst weiterlebte, und daß insofern ein „Ersatzsymbol“ wie der Handschuh keine rechte Entwicklungsmöglichkeit fand. Über diese Frage will ich mich an besonderer Stelle noch eingehender äußern; es sei hier nur darauf hingewiesen, daß das altsächsische „mund“ synonym „Hand“ und „Schutz“ bedeutet, woraus ich den Schluß ziehe, daß die Bezeichnung „mundboro“ für den Herrscher ursprünglich ganz konkret den „Handträger“ bedeutet hat. Ein ganz entsprechendes, schon bis in frühe vorgeschichtliche Zeit zurückzuverfolgendes „Ersatzsymbol“ für den Fuß ist der Schuh; eine Tatsache, die in Ausdrücken wie „leisten“ (Leiste = Fußspur und „Abbild des Fußes“) eine bestimmte rechtsgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Zwischen Hand und Handschuh werden sich viele ähnliche Beziehungen aufdecken lassen; das zeigen besonders eindringlich die Beispiele, die der Verfasser über den Handschuh als Grabsymbol beibringt (S. 141f.). Das ursprüngliche Grabsymbol ist die Hand selbst, wofür Hermann Wirth in der „Heiligen Urschrift der Menschheit“ beachtenswerte Beispiele gebracht hat. Es wäre auch zu untersuchen, ob nicht der Handschuh einen Sinngehalt an sich gezogen hat, der ursprünglich in Ausdrücken enthalten war wie anord. ganga á hǫnd (lat. ad manum ire), alts. an hand bifelhan (lat. ad manum conscribere) oder „hantrada“ (lat. machinatio per manum), denn alle die darin enthaltenen Rechtsakte treten später in Verbindung mit dem Handschuh auf, wofür der Verfasser bemerkenswerte Beispiele bringt. — Zu der Bedeutung des Handschuhs als Abgabe zur Anerkennung einer Gerichts- und anderen Obrigkeitsgewalt (S. 113ff.) sei noch ein besonders bezeichnender Beleg nachgetragen: in einem Vertrage zwischen den deutschen Kaufleuten auf Gotland mit dem russischen Fürsten Mistislaw von Smolensk (Hansisches Urkundenbuch I) vom Jahre 1229 wird den deutschen Kaufleuten, die Güter von der Düna in den Dnjepr schaffen lassen, die Abgabe eines Handschuhs für die Fürstin von Smolensk auferlegt — ein Brauch, der damals schon aus Deutschland nach Rußland gekommen sein dürfte. — Man sieht, solche Untersuchungen regen zum weiteren Forschen an, und darin liegt der Wert auch dieser fleißigen und aufschlußreichen Untersuchung.

J. O. Plaßmann.

Siegfried Fuchs, **Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen.** Ein Beitrag zur Frage der Indogermanisierung Griechenlands. Neue deutsche Forschungen, Band 144. Abteilung Archäologie, Band 1. 8°, 157 Seiten, 12 Tafeln und 15 Abbildungen im Text. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1937.

Die Frage der Indogermanisierung Europas ist durch die Forschungsergebnisse, die in den beiden letzten Jahrzehnten mit Hilfe der siedlungsarchäologischen Methode erzielt wurden, in ein neues und, wie es scheint, auch entscheidendes Stadium getreten. Das vorliegende Buch verfolgt das Ziel, die Eingliederung der vorgeschichtlichen Bewohner Griechenlands in die indogermanische Sprach- und Völkerfamilie an Hand der Bodenfunde bis in ihre Anfänge in der frühbronzezeitlichen Kulturentwicklung zu verfolgen. Verf. stellt alle Fundgruppen zusammen, deren Herkunft aus dem nordischen Kreis als gesichert oder zumindest wahrscheinlich angesehen werden kann. In manchen Punkten wirkt die Beweisführung und Gegenüberstellung von Formen nicht überzeugend; zum Beispiel muß die unmittelbare Herleitung bauchiger Gefäße mit gegenständigen Henkeln, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der schnurkeramischen Amphore aufweisen, aus der mitteleuropäischen Streitaxtkultur (Schnurkeramik) Bedenken erwecken. Leider hat Verf. der Kulturgruppe Vučedol-Laibach, der in dieser Frage eine gewisse Schlüsselstellung zuzukommen scheint, keine Beachtung geschenkt. Jedenfalls ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß manche Formen, wie auch die Schnurverzierung, die an Gefäßen aus Slawonien und dem Laibacher Moor auftritt, von der Schnurkeramik ausgegangen sind. In der Vučedol-Kultur sind zudem Gefäße anzutreffen (vgl. Corpus Vasorum Antiquorum, Jugoslawien, Mus. Belgrad, Bd. 1, Taf. 18, 6), die den obengenannten Töpfen eher an die Seite gestellt werden können als die schnurkeramische Amphore, wie sie in Mitteldeutschland erscheint. Die Ansicht, daß das Auftreten von Gefäßformen und Verzierungsweisen, die von den Erscheinungen der vorderasiatischen-ostmediterranen und bandkeramischen Fundgruppen in Griechenland abstechen, das Eindringen indogermanischer Be-

völkerungselemente in der frühen Bronzezeit bezeugen, haben sich zahlreiche Forscher zu eigen gemacht. Es ist aber fraglich, ob diese ohne weiteres mit den Schnurkeramikern (Streitaxtleuten) im engeren Sinne des Wortes gleichgesetzt werden können, ein Begriff, der an sich einer näheren Umschreibung bedürfte. Naheliegender ist, an Zwischenglieder zu denken, die wieder in Beziehung zur Schnurkeramik standen, wie dies zum Beispiel für die Vučedol-Kultur zutreffen dürfte. Schließlich müssen gegen die Ausführungen des Verf. hinsichtlich der Chronologie Einwände erhoben werden. Die Schnurkeramik kann erst ganz am Ende der Jüngeren Steinzeit, ja vielleicht sogar erst zu Beginn der Bronzezeit, in die Donauländer gelangt sein; dieselbe Übergangsstellung kommt gerade bezüglich ihres Alters der Gruppe Vučedol-Laibach zu. An ein Auftreten echt schnurkeramischer Elemente in Griechenland vor 2000 v. Ztw. ist jedenfalls nicht zu denken, wenn man sich zu der heutigen Auffassung von einem verhältnismäßig späten Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa (etwa 18. Jahrh. v. Ztw.) bekennt. Obwohl vom Standpunkte der Vorgeschichtsforschung den Ansichten des Verf. nicht in allen Belangen zugestimmt werden kann, muß diese Veröffentlichung trotzdem wegen der Fülle der gebotenen Hinweise und mancher neuer Erkenntnisse als wertvoller Beitrag zur vorklassischen Besiedlungsgeschichte Griechenlands angesehen werden. Für die Zusammenstellung des einschlägigen Schrifttums wird jeder, der sich mit der Jüngeren Steinzeit und Frühbronzezeit Griechenlands befaßt, dem Verf. aufrichtigen Dank wissen.

Kurt Willvonseder.

Falk W. Zipperer, **Das Haberfeldtreiben.** Seine Geschichte und Deutung. Deutsches Ahnenerbe, Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen; Arbeiten zur indogermanischen Rechtsgeschichte. Heft 1. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1938. 170 S. 8°.

Altbaiern und Altsachsen sind die deutschen Stammesgebiete, in denen germanische Überlieferung in mancher Hinsicht am treuesten bewahrt worden ist. Nicht nur in der germanischen Heldensage — auf dem Gebiete der Rechtsbräuche lassen sich ähnliche Übereinstimmungen nachweisen. So ist es kein Wunder, daß man die merkwürdige und bis in die wissenschaftliche Darstellung hinein von geheimnisvollem Dunkel umgebene Erscheinung des „Haberfeldtreibens“ schon früh mit der westfälischen Feme verglichen hat. Aber alle bisherigen Untersuchungen krankten an einem Mangel: der Lückenhaftigkeit der Quellen und Zeugnisse für diesen eigentümlichen volkhaften Rechtsbrauch. In dieser Hinsicht legt Zipperers Arbeit zum ersten Male eine vollständige Zusammenstellung vor. Wenn er zunächst die bisherigen Meinungen über das Haberfeldtreiben behandelt, so gibt er diesen anschließend mit den vollständigen archivalischen Belegen erst einen sicheren Grund, oder er entzieht ihnen die Grundlage. Eine statistische und gedankenmäßige Auswertung des so gewonnenen Stoffes gibt ihm Anhaltspunkte für das Verbreitungsgebiet des Brauches, sein Verhältnis zu Gerichtsbezirken, das Ursprungsgebiet und vor allem auch für die Formen, die der Brauch in seiner Ausübung zeigt. Am wichtigsten sind natürlich die Untersuchungen über die innere Verfassung des Habererbundes, den Feldmeister, den Rat und die Geheimsprache. Wenn sich auch über das Alter des Brauches archivalisch kaum etwas Gewisses aussagen läßt, so führen seine Formen und gleichläufige Erscheinungen doch mit ziemlicher Sicherheit bis an die Grenze der germanischen Zeit und darüber hinaus in jenes Gebiet, das man den „Kultischen Geheimbünden“ zuweist. Diese Meinung, die durch Höflers und Stumpfls Arbeiten unterbaut ist und ihnen wiederum wertvolle Betätigungen gibt, wird durch viele Entsprechungen aus anderen oberdeutschen Gebieten erhärtet. So gewinnen wir aus Zipperers Arbeit das Bild eines solchen Geheimbundes, der aus germanischen Wurzeln erwachsen ist, sich jeweils veränderter politischer Verfassung anzupassen weiß und doch den eigentlichen Ursprungskern bewahrt — ja bei Wiedereintreten ähnlicher Verhältnisse auch ähnliche Äußerungsformen wie in der Vorzeit wiedergewinnt.

Die stoffliche Sorgfalt sowie der ebenso freie wie kritische Gedankengang machen Zipperers Arbeit, in allem Wesentlichen überzeugend, zu einem wertvollen Beitrag zu unserer rechtlichen Volkskunde, aber darüber hinaus auch zu einem anregenden Buche für jeden Freund unseres Volkstums überhaupt.

J. O. Plaßmann.

Adolf Helbock, **Deutsche Siedlung.** Wesen, Ausbreitung und Sinn („Volk“, Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Bd. 5). Max Niemeyer-Verlag, Halle a. d. S. 1938. VIII, 229 S. u. 73 Abb. u. Taf. 8,— RM.

Die deutsche Siedlungsgeschichte ist eine junge Wissenschaft; in zahlreichen Einzeluntersuchungen ist in den letzten Jahren neues wissenschaftliches Material durch sie erschlossen worden. Um so mehr wird man es begrüßen, daß Helbock, ein guter Kenner der deutschen Landesgeschichte, eine systematische Zusammenfassung dieser verschiedenen Forschungen gibt, die zugleich aufs beste in die Probleme und weiteren Aufgaben der Siedlungsgeschichte einführt. Einleitend behandelt H. die wichtigsten Siedlungsformen (Dorf, Stadt, Flecken) und die Methode der Forschung, die er an zwei örtlichen Beispielen, je einem Dorf in Mitteldeutschland und in Vorarlberg, verdeutlicht. Der Hauptteil des Buches bringt eine Landschaftsschau deutschen Siedelns, bei der die Eigenart der verschiedenen Landschaften wirksam herausgearbeitet ist. Den Abschluß bildet ein kurzer Überblick über die engen Beziehungen zwischen dem Lebensraum und den Lebensformen eines Volkes. Im Anschluß an W. H. Riehl geht H. von dem Unterschied zwischen Feld und Wald als dem Grundproblem der Siedlungsgeschichte aus. Damit sind in Alt- und Neuland die beiden Grundformen der Siedlung gegeben; „innerhalb dieser großen Spannung liegt die schier endlose Linie der deutschen Lebensform“. H. betont mit Recht, daß wir heute noch kein abschließendes Bild der deutschen Siedlung geben können; viele der behandelten Probleme werden — vor allem nach der volkskundlichen Seite hin — durch die Arbeiten über „Wald und Baum“ eine weitere Klärung erfahren. Durch die sorgfältig ausgewählten Karten und Abbildungen werden H.'s Ausführungen gut veranschaulicht.

K. Jordan.

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrgang, Nr. 9, 20. März 1939. Conrad Borchling, **Die Friesen und der skandinavische Norden in älterer Zeit.** Lange ist umstritten worden, woher die Nordfriesen stammen. Diese Frage hängt eng zusammen mit der anderen nach der Urheimat des friesischen Stammes überhaupt. Wegen der engen Verwandtschaft der altfriesischen Sprache mit dem Angelsächsischen nahm man eine alte Nachbarschaft der Friesen und Angelsachsen auf der Kimbrischen Halbinsel an. Durch die Ausgrabungen ist jetzt aber festgestellt, daß sich der friesische Volksstamm erst innerhalb der Terpenzeit im niederländischen Raum entwickelt hat. Es lassen sich zwei Grundbestandteile beobachten, die bei der Stammesbildung mitgewirkt haben: „ein vom Niederrhein herkommender und ein zu Lande aus dem mittleren Hannover nachgerückter.“ Die nordfriesischen Inseln sind erst in späterer Zeit, und zwar, wie Borchling zeigt, im Laufe des 8. Jahrhunderts von Ostfriesland aus besiedelt worden. / **Archiv für Religionswissenschaft,** Band 36, Heft 1, 1939. Mit Beginn dieses Bandes wird das Archiv herausgegeben von Heinrich Harmjanz und Walther Wüst. Das erste Heft enthält einen außerordentlich wichtigen Beitrag J. W. Hauers, **Zum gegenwärtigen Stand der Indogermanenfrage.** Hauer bringt wichtige neue Argumente für die nordwest-europäische Urheimat der Indogermanen und setzt sich sehr gründlich auseinander mit verschiedenen Gelehrten, die in neuerer Zeit wieder für eine asiatische Urheimat eintraten. Besonders hervorzuheben ist die überzeugende Widerlegung Koppersscher Aufstellungen, die sich bei gründlicher Nachprüfung als sehr oberflächlich und unzuverlässig erweisen. Den letzten Teil seiner ausführlichen Abhandlung widmet Hauer den sprachgeschichtlichen Beiträgen zur Frage der Urheimat der Indogermanen und setzt sich auseinander mit Brandenstein und Nehring. Nur kurz berührt werden die Güntertschen Thesen, mit denen sich ein besonderer Aufsatz, der folgen wird, befassen soll. Neben F. Spechts ausführlicher Arbeit „Sprachliches zur Urheimat der Indogermanen“, die in Kuhns Zeitschrift kürzlich erschien und von Hauer nicht mehr benutzt werden konnte, sind Hauers Ausführungen der wichtigste neue Beitrag zur Indogermanenfrage, der von niemand, der sich mit dieser Frage beschäftigt, außer acht gelassen werden kann. / **Kieler Blätter,** 1938, Heft 4. Otto Höfler, **Die politische Leistung der Völkerwanderungszeit.** Höfler hebt hervor, daß die Bemühungen der germanischen Altertumskunde seit längerer Zeit mehr den kulturellen Leistungen gegolten haben als den politischen. Er stellt fest: „Auf den Schöpfungen der politischen Gestaltungskraft gerade jener frühgermanischen Zeit beruht bis heute das politische System Europas. Nicht nur die großen germanischen Staatenbildungen Deutschland und England, Schweden, Norwegen und Dänemark stammen aus jenen Jahrhunderten, auch Frankreich und Rußland tragen bis heute Namen alter germanischer Reichsgründungen.“ Es ist bei dieser Sachlage

höchst merkwürdig, daß die politische Leistung des frühen Germanentums im allgemeinen Geschichtsbewußtsein nur in mattem Lichte lebt. Unser Geschichtsbild war lange einseitig humanistisch bestimmt, und der Humanismus sah in der Völkerwanderungszeit eine europäische Katastrophe, beachtete aber nicht den politischen Aufbau, der in dieser Zeit geleistet wurde. „Für das humanistische Geschichtsbild ist der Sieg der Germanen ein Untergang, das Ende einer Welt. Die Ordnung wird abgelöst durch das Chaos, die Kultur durch die Barbarei. Das Mensch-Sein im humanistischen Sinne scheint zur Neige zu gehen. Es ist ja der eigentliche, wenngleich nur selten ganz zu Ende gedachte Sinn des Wortes ‚humanistisch', daß die wahre Menschlichkeit der Antike vorbehalten wird. Alles andere wird naiv mit dem Ausdruck ‚Barbarei' abgetan." Mit dem Wort „Barbar" wird nicht nur ein Mangel an Formkraft in Dingen der Zivilisation behauptet, sondern, was wichtiger ist, auch ein Mangel des Charakters und der politischen Verantwortung und Gestaltungsfähigkeit: „Der ‚Barbar' kann nicht Träger großer Geschichte sein — das ist der bedeutsamste Sinn dieses Wortes." Die Überwindung des Partikularismus und die innerpolitische Verstraffung, beides Voraussetzungen für eine großpolitische Entfaltung eines Volkes, wurden zu unrecht römischem Einfluß zugeschrieben, und zwar entweder dem Einfluß des römischen Imperiums oder dem Einfluß der Kirche. Höfler zeigt in eingehender Untersuchung, daß vielmehr beide Vorgänge, die außenpolitische Konzentration und die innerpolitische Verstraffung auf innergermanischer Entwicklung beruhen. Die Behauptung von der Übernahme der germanischen Staatlichkeit aus der Antike ist nicht mehr aufrechtzuerhalten. / **Jahresbericht für die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft,** Band 261, 1938. Carl Blümlein, **Römisches Kulturleben besonders auf deutschem Boden.** Bericht über das Schrifttum der Jahre 1931—1936. Dieser Bericht ist eine Fortsetzung der früheren Berichte über „Römische Privataltertümer". Daß diesmal die Mitteilungen aus den nördlichen Provinzen des römischen Reiches besonders zahlreich sind, ist eine Folge der hier besonders eindringlich getriebenen Forschertätigkeit. Dieses Vorwiegen wurde bereits im Titel zum Ausdruck gebracht, um damit der so erfreulich anwachsenden Zahl der Forscher germanischer Vorzeit zu zeigen, „wie gern die ‚römisch-germanische Forschung' bereit ist, ihnen in jeder Weise in die Hände zu arbeiten". Die besprochenen Arbeiten sind in der Tat z. T. auch für den Germanenforscher von Bedeutung, weshalb wir hier auf diesen gründlichen und umfangreichen Bericht hinweisen. / **Rasse,** 6. Jahrgang, 1939, Heft 3. Ejnar Vaaben, **Grundtvig, eine bedeutende Gestalt der dänischen Glaubensgeschichte.** Vaaben hebt hervor, daß eine dänische Glaubensgeschichte erst noch geschrieben werden muß, eine ihrer wichtigsten Gestalten ist N. F. S. Grundtvig. Grundtvig bedeutet die Hinwendung zum germanischen Mythos; man konnte mit Recht von einer heidnischen Linie bei Grundtvig sprechen, wenn er dann auch den Versuch gemacht hat, den nordischen Glauben und die christliche Religion zusammenzuschweißen. Vaaben stellt fest: „Dies gelang ihm nicht, und wir stehen glaubensgeschichtlich vor der Aufspaltung des Grundtvigianismus. / **Eigen Volk,** Jahrgang 11, 1939, Januarheft. A. C. Banning, **Das Wappen von Groenlo** (Het wapen van Groenlo). Im 18. Jahrhundert stand in Groenlo ein „Baum mit drei Kronen", also ein dreistufiger Dorfbaum. Das Stadtwappen des 17. Jahrhunderts zeigt einen zweistufigen Baum. Diese Mitteilung ist die erste Antwort auf die Rundfrage der Zeitschrift „Eigen Volk" (Haarlem, Holland) nach „mehrkronigen Bäumen". Diese Rundfrage ist sehr erfreulich und wird vermutlich noch manches ergeben; die Verbreitung und Bedeutung des dreistufigen Dorfbaumes hat Mößinger in unserer Zeitschrift (Mai- und Dezemberheft 1938) eingehend untersucht. / **Mecklenburg,** 34. Jahrgang, 1939, Heft 1. Dieses Heft ist Richard Wossidlo zu seinem achtzigsten Geburtstag (26. Januar 1939) gewidmet. Es gibt einen Einblick in die reiche volkskundliche Arbeit Wossidlos, die seine Heimat Mecklenburg betrifft, aber darüber hinaus für die gesamtdeutsche Volkskunde von großer Bedeutung ist. Es enthält Aufsätze von Otto Lauffer, Max Dreyer, Fr. Buddin, Johann von Leers u. v. a.

O. Huth.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

Goethe

Ahnenerbe – Germanenkunde

Jahrestagung der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" zu Kiel vom 30. Mai bis 4. Juni 1939

(12. Germanenkundliche Tagung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte")

Vorläufige Tagungsfolge:

Dienstag, 30. Mai

20.30 Uhr:	**Aula der Universität, Begrüßung der Tagungsteilnehmer**	
	Begrüßung und Eröffnungsansprache	Prof. Dr. Walther **Wüst,** München, Kurator des „Ahnenerbes".
	Politik und Wissenschaft	Prof. Dr. Paul **Ritterbusch,** Rektor der Universität Kiel

Mittwoch, 31. Mai

9.30—10.15 Uhr:	**Die Aufgaben unserer wissenschaftlichen Gemeinschaftswerke**	Prof. Dr. Heinrich **Harmjanz,** Frankfurt a. M.
10.30—11.15 Uhr:	**Sinnbilder im vorgeschichtlichen Ornament**	Prof. Dr. Gustav **Schwantes,** Kiel
11.30—12.15 Uhr:	**Die Beziehungen zwischen der Ostmark und dem Norden. (Unter besonderer Berücksichtigung der Sinnbildforschung)**	Dozent Dr. Richard **Wolfram,** Wien
13.15 Uhr:	Gemeinsames Mittagessen (Seeburg)	
15.30—16.15 Uhr:	**Altpersisch tačara, ein Beitrag zur Aufgabe „Wörter und Sachen"**	Prof. Dr. Walther **Wüst,** München
16.30—17.15 Uhr: 17.45—18.30 Uhr:	**Ahnenverehrung (Grab, Sippengedanke, Heiligtum)**	Dr. **Ranke,** Kiel

Eröffnung der Ausstellungen:

1. Das **Luftbild** im Dienst der Dannewerk-Forschung
2. Die **Holzbauten von Haithabu** in Plan und Bild
3. Ergebnisse der **Landesaufnahme:** Methodik, Siedlung, Heerwege
4. Die nordischen Fresken im **Dom zu Schleswig**
5. Die **Schrifttumsarbeit** des „Ahnenerbes"

★

19.00 Uhr: Gemeinsames Abendessen (Seeburg)

Donnerstag, 1. Juni

9.30—10.30 Uhr:	**Ortung und Seefahrt**	Dr. e. h. Otto Sigfrid **Reuter**, Huchting b. Bremen
10.40—11.15 Uhr:	**Arbeitsbericht der Ostmark**	Dozent Dr. Kurt **Willvonseder**, Wien
11.25—12.00 Uhr:	**Die Scheibe von Thorsberg**	Dr. **Werner**, Frankfurt

★

13.15 Uhr: Gemeinsames Mittagessen (Seeburg)

★

15.30—15.50 Uhr: 15.50—16.10 Uhr:	**Die Mauerner Höhlen und ihre Bedeutung für die Stufeneinteilung der Altsteinzeit, ihre kunstgeschichtliche und mythologische Bedeutung**	Dr. Assien **Bohmers**, Mauern, und Dr. Rudolf **Schütrumpf**, Berlin
16.20—16.40 Uhr:	**Die Faustkeilfunde der Grabung Bocksteinschmiede**	Prof. Dr. **Wetzel**, Tübingen
16.45—17.05 Uhr:	**Eiszeitklima und älteres Paläolithikum in Nordwestdeutschland**	Prof. Dr. Karl **Gripp**, Kiel
17.15—17.35 Uhr:	**Ahrensburg und Lyngby**	Alfred **Rust**, Ahrensburg b. Hamburg
17.40—18.00 Uhr:	**Entstehung des nordischen Kreises in der mittleren Steinzeit**	Dr. Hermann **Schwabedissen**, Kiel

★

18.00—19.00 Uhr: **Vorbesprechung über Schaffung einheitlicher Bezeichnungen für Zeitstufen und Fundgruppen der älteren und mittleren Steinzeit**

★

19.00 Uhr: Gemeinsames Abendessen (Seeburg)

★

20.30—21.30 Uhr:	**Brauchtumsgruppen in Schleswig-Holstein**	Dozent Gustav Fr. **Meyer**, Kiel

Freitag, 2. Juni

9.30— 9.55 Uhr:	**Die Bedeutung Birkas für die Ostsee**	Dr. Holger **Arbman**, Stockholm
10.00—10.20 Uhr:	**Die völkerwanderungszeitlichen Funde in Ostdeutschland und die Frage der Restgermanen**	Dr. Ernst **Petersen**, Breslau
10.25—10.45 Uhr:	**Die Wikingerfunde in Ostpreußen**	cand. praehist. Bernt **von Zur-Mühlen**, Königsberg
10.50—11.10 Uhr:	**Das Wikinger-Gräberfeld von Elbing und die Lage Trusos**	Dr. Werner **Neugebauer**, Elbing

11.15—11.35 Uhr:	**Die Grabungen in Wollin und der Stand der Jomsburg-Forschung**	Dr. Karl **Wilde**, Stettin
11.40—12.00 Uhr:	**Beziehungen zwischen Skandinavien und der deutschen Ostseeküste im Lichte der Sagenforschung**	Dr. **Jaenichen**, Breslau

★

13.15 Uhr: Gemeinsames Mittagessen (Seeburg)

★

15.30—15.50 Uhr:	**Herstellungsorte und Datierung der karolingischen Keramik im Rheinland**	Dr. Ludwig **Hussong**, Trier
16.00—16.20 Uhr:	**Das Siedlungsgebiet der Sachsen und Friesen im 8. und 9. Jahrhundert**	Dr. Karl **Hucke**, Breslau
16.30—17.00 Uhr:	**Die Ostpolitik Heinrichs** I.	Dr. J. Otto **Plaßmann**, Berlin
17.10—17.30 Uhr:	**Die Ausgrabungen der Königspfalz Heinrichs** I. **zu Werla**	Dozent Dr.-Ing. Martin **Rudolph**, Braunschweig
17.35—18.00 Uhr:	**Die Bedeutung der Gußformen in Haithabu**	Dozent Dr. Herbert **Jankuhn**, Kiel

★

19.00 Uhr: Gemeinsames Abendessen (Seeburg)

★

20.15 Uhr: **Kameradschaftsabend im Festsaal der Seeburg**

Sonnabend, 3. Juni

Fahrt zu wichtigen Grabungs- und Fundstätten in Schleswig-Holstein

Folgende Besichtigungen finden statt:

Neumünster: Das Museum germanischer Trachten — Lockstedter Lager: Querschnitt durch den Heerweg — Peisen: steinzeitlicher Hügel mit sächsischen Nachbestattungen — Itzehoe: Galgenberg, Burg (Fränkische Burg Esesfeld) — Kaaksburg (Sächsische Burg, voraussichtlich Neugrabung) — Krinkberg (Fränkischer Turmhügel am Heerweg mit Grabung) — Schenefeld: Karolingische Missionskirche — Hademarschen: Megalithgrab — Albersdorf: Hügelgräber der Bronzezeit, Besichtigung des Brutkamps (Großsteingrab) — Heide: Heimatmuseum.

Das **Mittagessen** wird in **Itzehoe** eingenommen, das Abendessen in Heide. Die Übernachtung ist in Heide vorgesehen.

Sonntag, 4. Juni

Fortsetzung der Besichtigungs-Fahrt

Besichtigungen: Stellerburg: neue Ausgrabung — Lunden: Bauernfriedhof — Heerweg westlich Jagel: Fahrt auf dem Heerweg — Kograben (ein Wallschnitt und Grabhügel) — Dannewerk: Dannewerk — Haddeby: Haithabu — Süderbrarup: Thorsberger Mor und Thinghügel, Besichtigung des aufgedeckten Urnenfeldes, Heilige Quelle — Schleswig).

Mittag- und Abendessen werden in **Schleswig** eingenommen. Von Schleswig aus treten die Tagungsteilnehmer, soweit sie nicht an der Fahrt nach Sylt am 5. Juni teilnehmen, die Heimreise an.

20.30 Uhr: **Empfang durch den Bürgermeister der Stadt Schleswig und Ausklang der Tagung.**

Montag, 5. Juni

Sonderveranstaltung: Fahrt nach Sylt

Da zur Zeit auf Sylt **besonders wichtige Ausgrabungen stein- und bronzezeitlicher Grabhügel** durchgeführt werden, findet eine Sonderfahrt zu den Fundplätzen statt. Hierbei wird es auch möglich sein, die sonstigen reichen Denkmäler der Insel zu besichtigen.

Weitere Einzelheiten enthält die endgültige Tagungsfolge, die wir anzufordern bitten durch:

Das Ahnenerbe
Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16
Ruf: 897721

Das Glück, von dem die Mitglieder einer Familiengruppe sich in den Schwierigkeiten des Lebens getragen fühlen, hat einen tiefen und geheimnisvollen Ursprung. Man kann die germanische Familie mit einem Baum vergleichen, der seine Zweige weit über die Erde ausbreitet, mit seinen Wurzeln aber dem fruchtbaren Boden fest verbunden ist. Denn die Familie lebt sowohl oberhalb der Erde wie unter ihr. Die schmucke, weit in der Runde sichtbare Krone wird von den Lebenden gebildet, die im Licht der Sonne ihre Tätigkeit entfalten. Doch gleich wie der Baum seinen Saft zieht aus dem dunklen Boden, so wird auch die Familie durch Kräfte genährt, die ihr aus der Unterwelt zufließen. Die Familie ist die Einheit, die die Toten und Lebenden gleichermaßen umfaßt; alle ohne Unterschied sind die Träger der Kräfte der Familie, die auf Glück und Gedeihen hinwirken. Die Lebenden festigen das Band mit den Abgeschiedenen, indem sie ihrer durch Opfer gedenken und sie in unablässiger Verteidigung der Familienehre beschirmen. Die Toten ihrerseits erfreuen sich des Besitzes größerer Weisheit als den Sterblichen beschert ist. Und so unterstützen sie ihre Blutsverwandten über der Erde durch ihren heilsamen Rat und durch warnende Weissagungen, die sich in Traum und Ahnungen offenbaren.

Jan de Vries, Die Welt der Germanen

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12 300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Juni Heft 6

Die zwölfte germanenkundliche Tagung in Kiel

Wenn es die Aufgabe der neuen völkischen Wissenschaft ist, jegliche Forschung auf das eigene Volk zu beziehen und, sofern die Forschung unmittelbar das deutsche Volk selbst betrifft, sie in steter enger Fühlung mit dem völkischen Leben selbst zu treiben, so gewinnt die Wahl bestimmter Landschaften und Stätten für wissenschaftliche Tagungen eine ganz besondere Bedeutung. Denn so weit wir die Beschäftigung mit der germanischen Vergangenheit zurückverfolgen können, bis in die Zeit des „nationalen Humanismus" hinein, immer finden wir, daß die Künder unserer höchsten Werte im Vätererbe durch heimatliche Überlieferungen und durch Heimatliebe zu ihrem Denken und Forschen angeregt worden sind. Und es hat sich immer wiederholt: wenn eine Wissenschaft auf dem Wege war, eine papierene und volksfremde Angelegenheit zu werden, so sind die neuen und lebendigen Antriebe immer aus der deutschen Landschaft und von solchen Männern hergekommen, die mit dieser Landschaft durch eine besonders enge innere Beziehung verbunden waren. Denn es ist nun einmal so: eine Forschung, die sich immer nur zwischen den hohen Deichen des Spezialismus hinbewegt, verbaut sich mit diesen Deichen selbst den Ausblick auf das weite und grüne Land, zu dessen Wohle sie ja eigentlich fließen und strömen soll. Und eine „Germanistik", die sich nur mit dem zu Papier gewordenen Forschungsstoffe beschäftigt, hat freiwillig darauf verzichtet, Beziehungen zum Leben selbst herzustellen und alte Quellen wieder zum Fließen zu bringen.

Es war ein Lebensgesetz der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte und des „Ahnenerbes", daß sie von allem Anfang an die lebendige germanische Landschaft wieder zum Schauplatz germanischen Denkens und Fühlens gemacht haben — nicht um nach Hainbundart ossianisch zu schwelgen und sich von Wunschbildern umgaukeln zu lassen, sondern um alles Wissen und Forschen wieder dort seinen Ausgang nehmen zu lassen, wo das zu Erforschende gelebt und erlebt worden ist. Aus der Wahl und dem Wechsel der Landschaft ergibt sich schon von selbst ein Nacherleben uralter Bewegungen und Beziehungen, in der Verschiedenartigkeit der germanischen Lebenszeugnisse kommt schon die Vielgestaltigkeit germanischen Lebens zum Bewußtsein; und in der Mannigfaltigkeit auch die Dauerhaftigkeit des Grundtones. So hat uns bei den elf bisherigen Jahrestagungen jede Landschaft etwas von ihrem germanischen Geiste vermittelt; die Osningmark steht immer wieder unter dem Zeichen des Schwertes Armins und der Be-

freiung Germaniens am Wechsel der Zeitalter; im Harzlande spürten wir etwas vom Geiste König Heinrichs, mit dem Deutschland wieder germanisch geworden ist; und im hessisch-pfälzischen Gau wird Nibelungenüberlieferung in Bauten und Landschaft sichtbar und lebendig.

Aber all diese germanischen Landschaften weisen, wenn man auf den Wegen zurückwandelt, auf denen sie germanisch geworden sind, rückwärts in die uralte Völkerheimat an Nord- und Ostsee, zu der die innere Verbindung, mochte sie nun jeweils bewußt sein oder nicht, niemals abgerissen ist. Denn immer wieder wanderte Kunde und Sage von denen, die einst ausgezogen waren, in dieses Land zurück: die Kunde von dem ruhmreichen Ende der Burgundenfürsten im Wormser Gau; die Sage vom lichten Siegfried und seinem Drachenkampfe und die wunderbar zur Sage erhobene Geschichte des Dietrich von Bern oder von dem Langobardenkönig Albwin, dessen Ahnen vor Zeiten von hier ausgezogen waren. Zu diesen im lichten Nebel der Sage schimmernden Erinnerungen aber kamen höchst wirkliche und greifbare Rückbeziehungen; wenn etwa die erste westfälische Hanse im Bunde mit einem mächtigen Herzog jene bald so mächtige Handelsstadt an der Ostsee schuf, die für Jahrhunderte den Mittelpunkt germanischer Seemacht wieder in die alte Urheimat der Germanen auf dem „kimbrischen Nacken" verlegte. Sie trat die Erbschaft jenes berühmten Haithabu an, in dem König Heinrich, der das Reich bis an die Oder und die Schelde erweiterte, den Brückenkopf zwischen Nord- und Ostsee und zwischen Nordgermanien und Südgermanien besetzte.

Und eine — oft heiß umkämpfte — Brücke zwischen Nordgermanien und Südgermanien ist dieses Land immer geblieben, bis auf den heutigen Tag. Über diese Brücke sind Einflüsse jeglicher Art hin und wieder gegangen; oft leidenschaftlich verneint und ebensooft leidenschaftlich bejaht. Aber ein Rückblick auf tausend Jahre läßt erkennen, daß beide Teile bei diesem Hin und Wieder unendlich gewonnen haben. Diese Schicksalsstellung brachte es denn auch mit sich, daß bis auf den heutigen Tag Macht und Größe oder Abstieg und Verfall des südgermanischen Reiches an der Geschichte dieses Landes und seiner Städte abzulesen sind, wie in kaum einem anderen Gau. Das erste Reich hatte in H a i t h a b u seinen ersten und in L ü b e c k seinen zweiten mächtigen Ostseehafen; das zweite Reich, in den um Schleswig-Holstein beginnenden Einheitskriegen geschaffen, machte K i e l zum Kriegshafen des Deutschen Reiches; und im Dritten Reiche hat die ruhmvoll wiedererstandene deutsche Flotte hier erneut ihren größten Hafen, dessen Reichweite wie in der ältesten Zeit weithin über Nord- und Ostsee geht.

Kiel und die Nordmark sind uns Freunden der germanischen Vergangenheit in den letzten Jahrhunderten noch mehr geworden. Der kräftige Aufschwung, den die Germanenkunde vor hundert Jahren nahm, ist zum guten Teil von jenen nordmärkischen Forschern ausgegangen, die mit dem stammverwandten Norden und seinen ungebrochenen germanischen Überlieferungen in enger Fühlung standen. Ein Name wie der von Karl Müllenhoff ist aus der Geschichte der Germanenkunde überhaupt nicht mehr fortzudenken; und auch heute wieder lehren und wirken dort Männer, deren Namen immer mit dem mächtigen Aufschwung der Germanenkunde in unseren Tagen verbunden bleiben wird. Hier ist der Einfluß der Landschaft und ihres gewaltigen Reichtumes an germanischen Lebenszeugnissen gar nicht abzuschätzen. Wer einmal das Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel besucht hat, der hat staunend vor dieser Fülle gestanden, mit der man eine ganze Reihe kleinerer Museen zu reichen Sammlungen machen könnte. Das Wesentlichste aber sind die Denkmäler, die die Landschaft selbst birgt und die hier, wie nur in wenigen anderen Gauen, Bestandteile der gesamten volkhaften Überlieferung sind. Es ist ältestes germanisches Kernland, in dem wir uns dieses Jahr zur zwölften germanenkundlichen Jahrestagung treffen. Das Erlebnis dieser Landschaft soll uns wiederum zum reichen Erlebnis germanischen Geistes werden.

Plaßmann.

Nordelbingen und die fränkischen Eroberungsversuche aus dem Beginn des 9. Jahrhunderts

Von H. Jankuhn, Kiel

Die Eroberung des sächsischen Stammesstaates und seine allmähliche Eingliederung in das fränkische Reich vollzog sich nicht auf einmal, sondern in einzelnen Abschnitten. Bald nach 790 kann die Eingliederung des westelbischen Sachsengebietes als abgeschlossen gelten, und auch die Aufstandsversuche aus der Mitte der neunziger Jahre brachten keine Aufhebung der fränkischen Herrschaft. Nur ein Gebiet hatte seine Selbständigkeit noch bis zu diesem Zeitpunkt hin bewahrt, nämlich der Teil des Sachsenstammes, der rechts der unteren Elbe im westlichen Holstein wohnte, also das Gebiet, das uns als Nordelbingen bekannt ist. Ihnen verbündet war ein kleines Gebiet westlich der Elbmündung, der Gau Wigmodien, der diesen letzten Widerstand mit trug. Gemessen an der Größe des westelbischen Gebietes, mochte dieser kleine Rest unbedeutend erscheinen, und seine Eingliede-

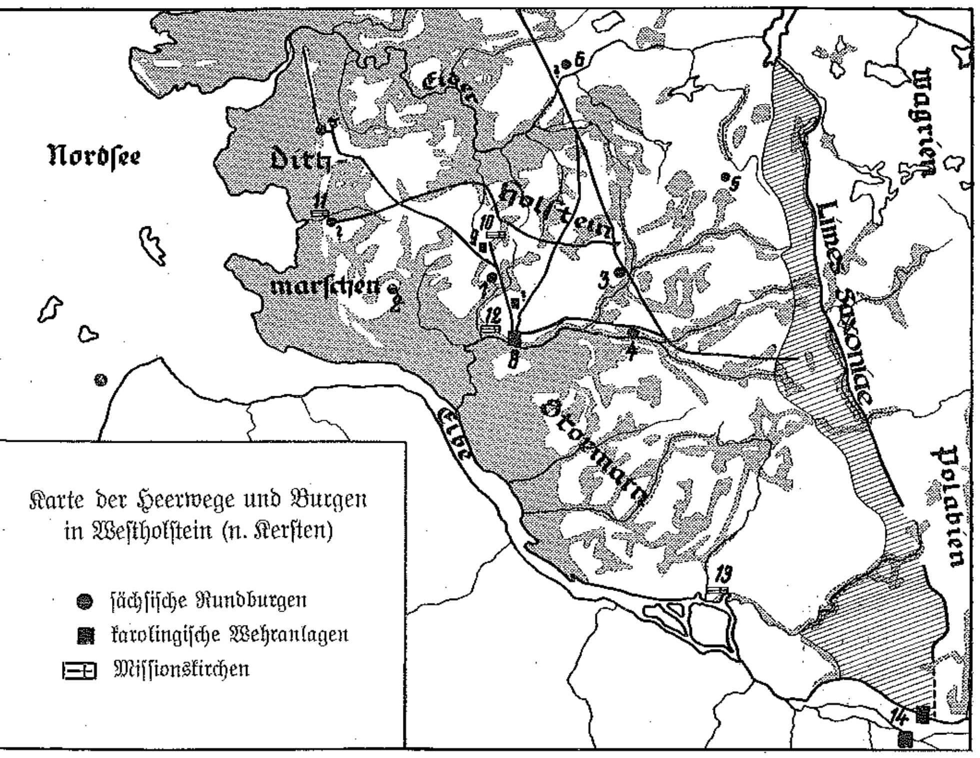


Abb. 1. Karte der Heerwege in Westholstein, der sächsischen und fränkischen Wehranlagen und der karolingischen Missionskirchen

1. Kaaksburg. 2. Bökelnburg. 3. Burg von Willenscharen. 4. Burg von Hitzhusen. 5. Einfelder Schanze. 6. Rendsburg. 7. Stellerburg. 8. Itzehoe. 9. Krinkberg. 10. Schenefeld. 11. Meldorf. 12. Heiligenstedten. 13. Hamburg. 14. Elbübergang bei der Gothemburg

rung nur eine Frage der Zeit sein. Praktisch aber hatte der Raum zwischen Elbe und Eider eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß er in dem nördlich anschließenden dänischen Machtbereich an der Schlei eine gewisse Rückendeckung hatte. Dieser sich damals gerade festigenden Wikingerherrschaft um die innere Schlei konnte ein Übergreifen der fränkischen Militärmacht nach Nordelbingen nicht gleichgültig sein, war doch damit auch das Gebiet an der Schlei, also gerade der Übergang von der Ost- zur Nordsee, der den Kern dieser

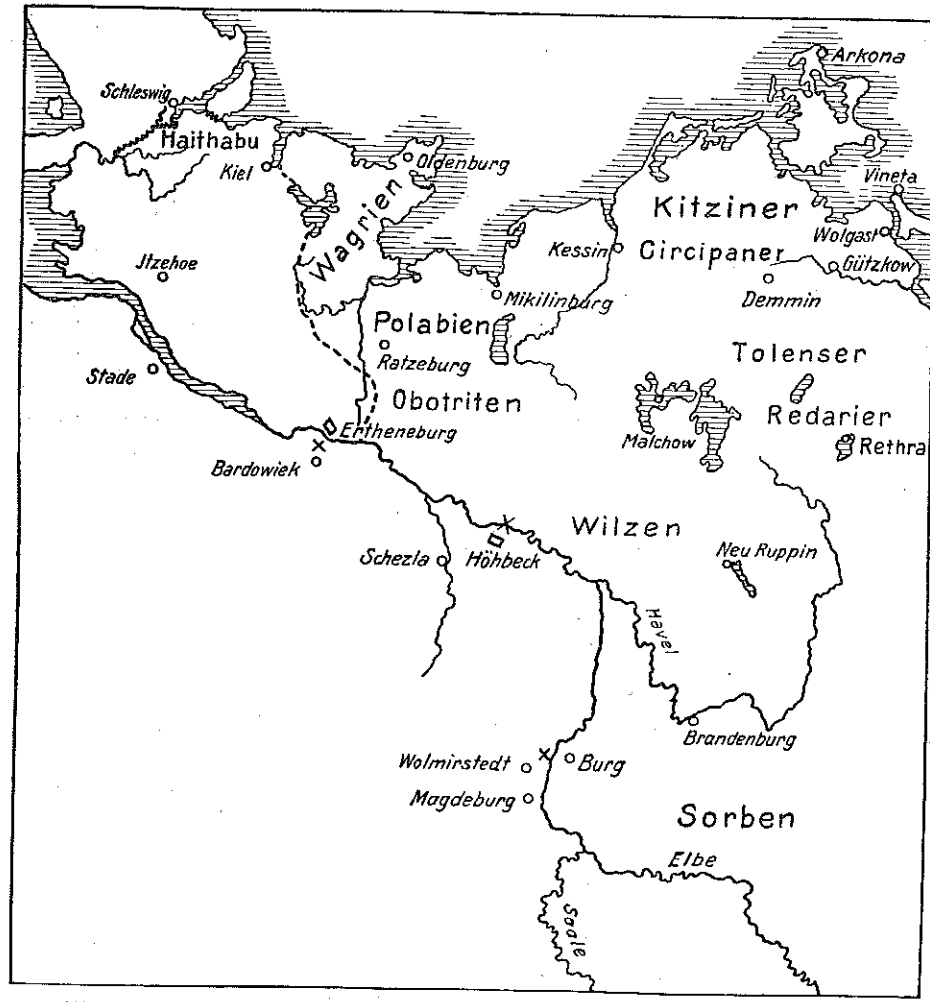


Abb. 2. Karte der durch Karl dem Großen gesicherten Elbübergänge (nach Schuchhardt)

dänischen Herrschaftsbildung ausmachte, in unmittelbare Nähe des Frankenreiches gerückt. So gewinnt dieser Kampf um das nordelbische Gebiet eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß es sich hier nicht nur um die Eingliederung eines kleinen sächsischen Restgebietes handelt, sondern daß mit dem Übergreifen über die Elbe das Frankenreich in eine andere Interessensphäre eingriff und automatisch neue Gegner auf den Plan rief.

So mag es gestattet sein, diesen Teil des Kampfes um die Niederringung des sächsischen Widerstandes als eine besondere Phase des großen Ringens zu betrachten. Die militärische Lage im westholsteinischen Gebiet war durch zwei Faktoren gekennzeichnet. An der Südgrenze der Elbe bestand ein gesichertes Aufmarschgebiet für einen fränkischen Vorstoß nach Norden. Zwei Übergänge scheinen hier seit altersher von großer Bedeutung gewesen zu sein, der Übergang von Bardowik über Artlenburg zur Ertheneburg und die Fährstelle von Stade über die Elbe in die Stör bis nach Itzehoe, wo sich drei große Heerwege treffen (Abb. 1). Der zweite Faktor, der die militärische Lage des nordelbischen Sachsengebietes bestimmte, war seine Umklammerung im Osten durch slawisches Gebiet durch die Stämme der Wagrier und Polaben. Die Slawenstämme hatten in der ganzen Auseinandersetzung zwischen dem fränkischen Universalreich und dem sächsischen Stammesstaat

die Rolle eines Verbündeten Karls des Großen gespielt und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben, das Sachsengebiet auch von der zweiten Seite her, nämlich auch von Osten anzugreifen.

So mußte sich jede auf Verteidigung gegen das fränkische Reich gerichtete Politik des nordelbischen Sachsengebietes gegen zwei Seiten sichern, gegen Süden und gegen Osten. Ein Angriff auf die Westseite des Stammes, das heißt auf die Westküste von Dithmarschen, war wegen des Fehlens einer fränkischen Flotte nicht zu befürchten. Dagegen war die Nordgrenze wieder offen, die Seite des sächsischen Stammesgebietes also, die im wesentlichen durch die Eider begrenzt wurde und im Norden als Nachbargebiet den dänischen Machtbereich an der Schlei, im Nordwesten vielleicht damals schon nordfriesischen Siedlungsraum hatte. Auch hier waren es zwei Punkte, über die ein Zugang nach Nordelbingen möglich war, einmal der Übergang des großen nordsüdlichen Heerweges über die Eider in der Gegend von Rendsburg, und zweitens das Gebiet an der Eidermündung etwa bei Lunden-Lehe. Hier zieht sich durch die Marsch eine schmale, sandige Nehrung bis fast an die Eider heran und bietet eine ausgezeichnete Möglichkeit, trockenen Fußes und ungefährdet durch die Schwierigkeiten des Hochwassers in der Marsch in das sächsische Siedlungsgebiet der norderdithmarscher Geest einzudringen (Abb. 1). Ob dieser bei Lehe an die Eider kommende Weg sich nach Norden zu durch Nordfriesland fortsetzte und etwa an den westlichen Ochsenweg anschloß, das heißt, ob hier eine Fährstelle ähnlich der zwischen Itzehoe und Stade bestand, oder ob es sich dabei lediglich um einen von der See leicht zugänglichen Eiderhafen Dithmarschens handelt, läßt sich vorläufig noch nicht übersehen. Ob zwischen diesen beiden Einfallstoren nach Nordelbingen weitere Übergänge über die Eiderniederung von größerer Bedeutung bestanden, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Wahrscheinlich ist ein solcher Übergang an der Stelle zu suchen, die in späterer Zeit den Namen „Holstentor" trug. Die östliche Begrenzung des sächsischen Siedlungsgebietes, das heißt also der Raum, in dem sich das Sachsentum gegen die Slawen absetzt, ist nicht durch natürliche Verhältnisse bedingt. Seit altersher, etwa seit dem 3. und 4. Jahrhundert, bestand auf einer von der Elbe bis nach Kiel in nordsüdlicher Richtung verlaufenden Linie eine alte Stammesscheide zwischen zwei germanischen Stämmen, von denen der östliche, in Holstein siedelnde, enge Beziehungen zum Gebiet der Elbsweben hatte. Nach Abzug dieses östlichen Stammes scheinen in den allmählich menschenarm werdenden Siedlungsraum fremde Elemente eingeströmt zu sein, in denen wir Slawen sehen können. Wann die Slawen in dieses Gebiet eindrangen, ist heute noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Weder archäologische noch historische Quellen sind bekannt, die ein Eindringen viel vor 800 wahrscheinlich machen. Man muß wohl annehmen, daß kurz vor 800 das slawische Element in nennenswerterem Umfang dieses Gebiet erreichte. Als Trennungslinie lag zwischen den beiden verschieden besiedelten Gebieten Ost- und Westholsteins der breite Sanderrücken, der seit jeher als siedlungsfeindlich sich erwiesen hatte, und der mit seinen großen Heidegebieten und Mooren wohl auch bis zu einem gewissen Grade verkehrsfeindlich war. An welcher Stelle dieser Sander durch alte Wege gequert wurde, ist noch nicht ganz sicher. Wahrscheinlich gibt ein Teil der später aus dem Mittelalter bekannten Straßen den Verlauf älterer Verbindungen an. Wie alt aber diese Wege im einzelnen sind, läßt sich nur dort ermitteln, wo diese Straßen schon zu spätsächsischer Zeit durch Burgen abgeriegelt waren. Danach zu urteilen, bestand eine große Hauptverbindung, die über die Segeberger Heide am Brahmautal entlang gehend und dann weiter an der Stör entlang führend nach Itzehoe ging, und eine zweite sich davon abzweigende Linie, die das Störtal in der Nähe des Einflusses der Schwaale in die Stör bei dem Ort Willenscharen überquerte und dann an den großen nordsüdlichen Heerweg Anschluß gewann. Ob noch weitere Straßen schon in spätsächsischer Zeit vorhanden waren, ist unbekannt. Das ganze restliche

Abb. 3a. Luftbild von Itzehoe
Aufn. Stabia Lwkdo See.
Freigeg. RLM.

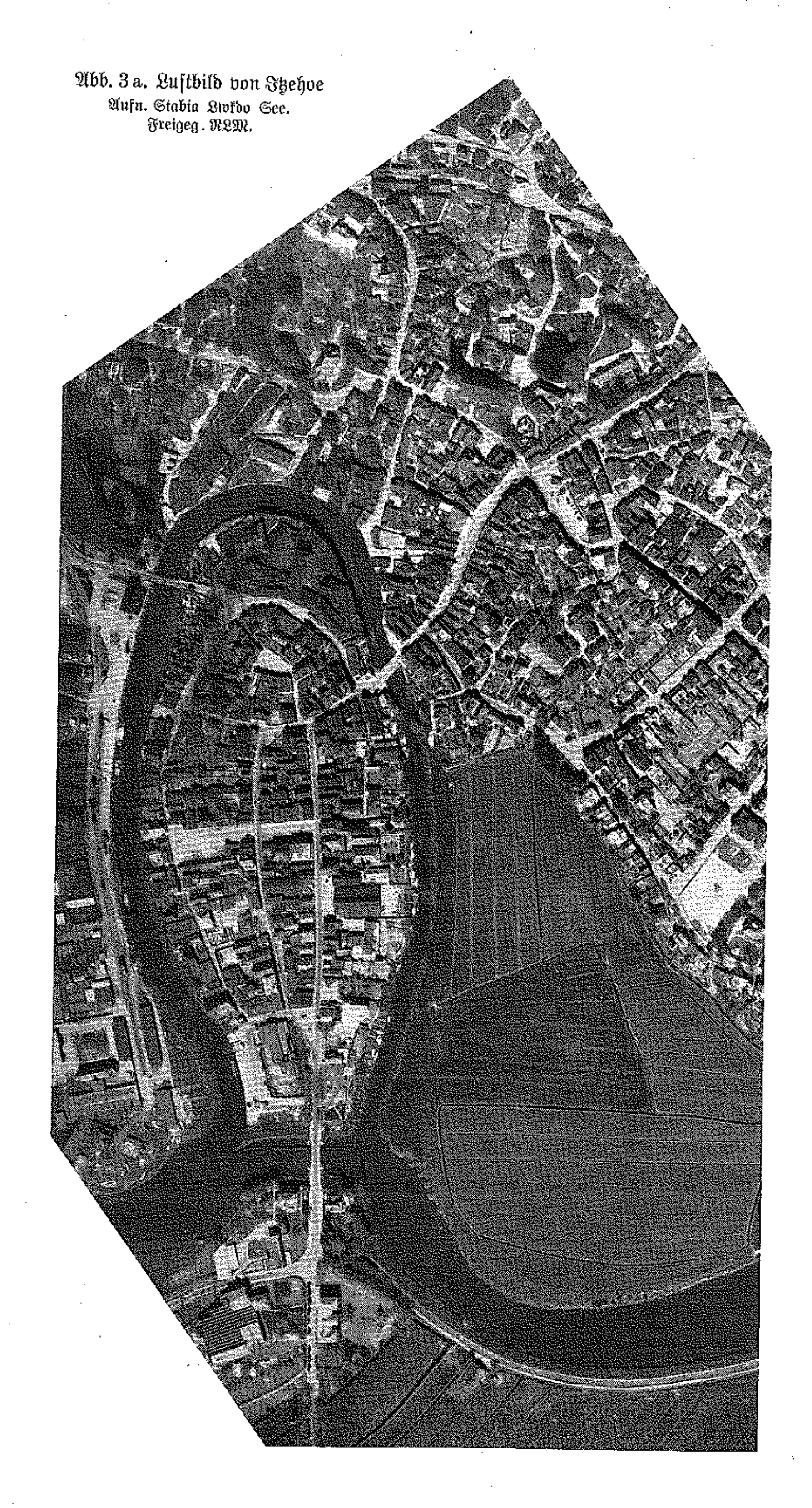
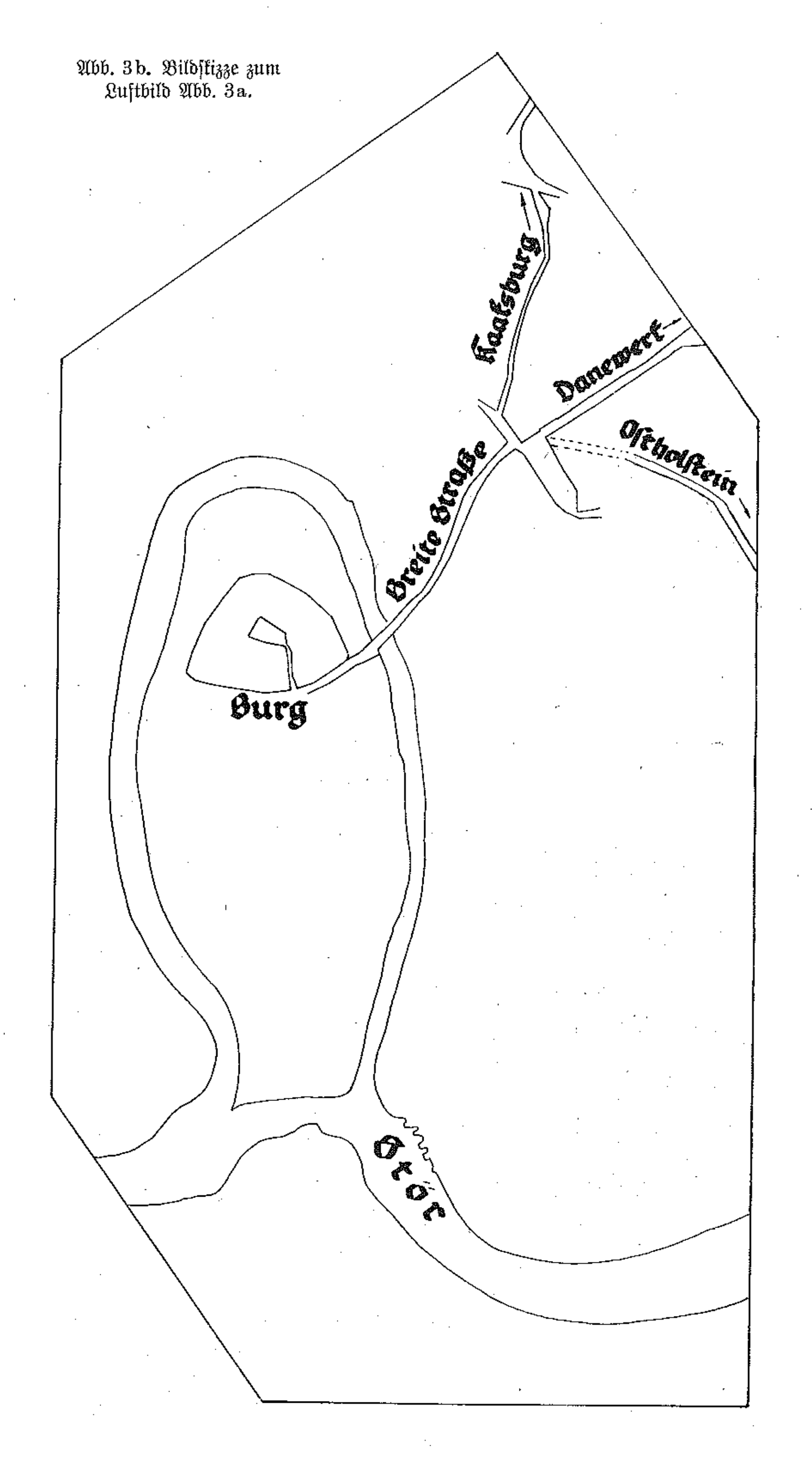


Abb. 3b. Bildskizze zum
Luftbild Abb. 3a.



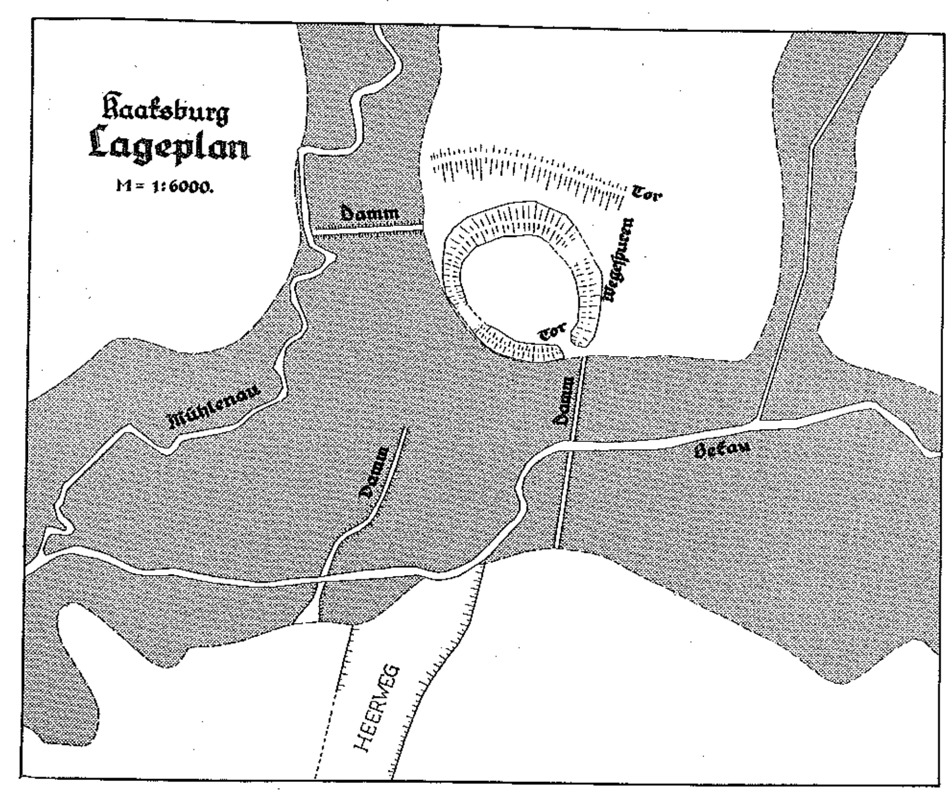


Abb. 4. Plan der Kaaksburg

Sachsengebiet ist also im Süden und Osten umschlossen von seinen Gegnern, im Norden begrenzt durch ein Gebiet, das zeitweilig verbündet oder wenigstens neutral war, und im Westen geschützt durch das Meer, das allerdings nur gegen fränkische Eroberungspläne sicherte, nicht aber gegen die damals stark auflebenden Wikingerzüge.

Für die fränkische Politik hatte dieses Gebiet seinen Wert besonders dadurch, daß mit der Eingliederung auch dieses Teiles in das Frankenreich die Zufluchtsstätte sächsischer Freiheitskämpfer unter fränkische Kontrolle kam. Dem stand gegenüber die Tatsache, daß mit dem Vorstoß nach Nordelbingen das Frankenreich in eine direkte Berührung mit dem nordgermanischen Interessengebiet kam. Die fränkische Politik gegenüber Nordelbingen beschränkte sich zunächst mehr auf Demonstrationen und vorübergehende Vorstöße, die möglicherweise zur Brechung eines bestimmten Widerstandes genügten, keineswegs aber eine endgültige Eingliederung dieses Gebietes im Gefolge hatten. Die Ausgangspunkte für diese fränkischen Vorstöße nach Norden sind uns noch nicht sicher bekannt. Es bestand wahrscheinlich schon ein befestigter Übergang bei der Ertheneburg, der als nördlichster der drei Elbübergänge für Karl den Großen (Wolmirstedt, Lenzen, Artlenburg) eine große Bedeutung auch als Operationsbasis gegen das slawische Gebiet besaß (Abb. 2). Während Wolmirstedt den Übergang nach dem Gebiet der Sorben deckte, sicherte der Übergang bei Höbeck-Lenzen die Anmarschstraße in das Gebiet der Wilzen. Der Übergang von Artlenburg dagegen richtete sich nicht nur gegen die Obotriten, sondern war an der Stelle angelegt, wo das obotritische, in diesem Falle das polabische Gebiet an das sächsische stieß. So bestand von Artlenburg aus nicht nur die Möglichkeit gegen die Obotriten vorzustoßen, sondern auch von Südosten her gegen die Sachsen vorzugehen; und schließlich bot dieser Übergang auch die Gelegenheit, das sächsische und das slawische

Gebiet voneinander zu trennen, für den Fall, daß einmal die politische Konstellation im Raume nordöstlich der Elbe eine andere werden sollte. Einen gewissen Wendepunkt in der karolingischen Politik gegenüber dem nordelbischen Sachsengebiet bedeutet der Vorstoß dorthin im Jahre 804. In diesem Jahre hatte die fränkische Operation nördlich der Elbe nämlich Truppenzusammenziehungen im Gebiet der Schlei zur Folge, rief also den Gegner auf den Plan, der von jetzt ab bei allen fränkischen Maßnahmen nördlich der Elbe entscheidend interessiert war. Über die militärischen und politischen Erfolge des Jahres 804 sind wir nicht genau unterrichtet. Das eine aber war offensichtlich geworden, daß hier ein neuer Gegensatz aufbrach, der im Norden verkörpert war durch die Gestalt eines dänischen Wikingerkönigs Göttrik, und dieser Gegensatz hat die weitere fränkische Politik nördlich der Elbe maßgeblich bestimmt. Welche Beweggründe Göttrik bei seinem weiteren Vorgehen geleitet haben, wissen wir nicht; wir sind hier nur auf Vermutungen angewiesen, die Erklärungen für sein Vorgehen zu geben versuchen. Dieser politische Gleichgewichtszustand nördlich der Elbe wurde von dänischer Seite gebrochen durch einen Vorstoß im Jahre 808 in das Gebiet der mit dem Frankenreich verbündeten Obotriten. Diesem Vorstoß fiel eine Stadt zum Opfer, deren Name wir kennen, deren Lage aber nicht bekannt ist, Rerik, irgendwo an der Küste des obotritischen Gebietes, einer Stelle, die zweifellos eine gewisse handelspolitische Bedeutung gehabt hat, da wir erfahren, daß Göttrik von dieser Stelle Steuereinnahmen bezog. Über die Bedeutung dieses Platzes hat Vogel die ansprechende Vermutung geäußert, daß bei Rerik der große sächsische Binnenhandelsweg, der bei Barowiek an die Elbe kam, die Ostsee erreichte. Bewiesen ist diese Vermutung nicht, aber sie hat vieles für sich.

Daß Göttrik sich der Tragweite dieses Vorstoßes bewußt war, bezeugt am sichersten der Umstand, daß er nach seiner Rückkehr an die Schlei den Befehl zum Bau des Danewerkes gab, das heißt also, sich auf die Defensive einstellte. Auch die Begründung der Stadt Haithabu als Handelsstadt ist wohl eine direkte Folge des Vorstoßes nach Rerik. Fränkische



Abb. 5. Die Stellerburg bei Heide

Aufn. Stabia. Lwkdo See. Freigeg. RLM. 5170/37



Abb. 6. Der Krinkberg. Ansicht von Südost

Gegenmaßnahmen erfolgten aber zunächst nicht, im Gegenteil wurden Verhandlungen eingeleitet. Welches Ziel diese Verhandlungen hatten, und ob sie auch von dänischer Seite wirklich ernst gemeint waren und nicht nur eine hinhaltende Wirkung haben sollten, ist unklar. Feststeht, daß noch nach diesen Verhandlungen ein erneuter Vorstoß von dänischer Seite in das obotritische Gebiet erfolgte. Dieser Vorstoß scheint Karl den Großen endgültig davon überzeugt zu haben, daß eine Sicherung seiner Interessen nördlich der Elbe nur durch eine vollständige Unterwerfung des Gebietes gewährleistet war, und so ist seine Politik der nächsten Zeit bestimmt durch die Vorbereitung dieses Schrittes. Im Jahre 809/810 ließ er als Ausgangspunkt für seine Unternehmung den zweiten alten Elbübergang auf nordelbischer Seite befestigen durch die Anlage der Burg Esesfeld. Sie lag an der Stör, also dort, wo der große nordsüdliche Landweg das Flußgebiet der Elbe berührt. So standen ihm für sein geplantes Vorgehen nach Norden zu zwei Stützpunkte zur Verfügung. Im Osten der Elbübergang bei Artlenburg, im Westen der Elbübergang bei Stade-Itzehoe. Das Jahr 810 sollte den entscheidenden Vorstoß bringen. Der Vorstoß nach Nordosten war geplant, als Göttrik durch einen geschickten Gegenstoß nach Friesland die Maßnahmen nördlich der Elbe vereitelte.

Der Tod Göttriks im gleichen Jahre löste das Spannungsverhältnis auf und im Jahre 811 kam es zu einer vertragsmäßigen Einigung zwischen dem dänischen Gebiet und dem fränkischen Reich. Seit 804 scheint sich der Gegensatz im wesentlichen zwischen dem fränkischen Reich und dem dänischen Machtgebiet um Haithabu abgespielt zu haben. Von einem aktiven Eingreifen des nordelbischen Gebietes in diesen Gegensatz erfahren wir nichts. Auch als nach dem Tode Karls des Großen die Feindseligkeiten wieder auf-

brechen, sind es Dänen, die gegen die fränkische Esesfeldburg zu Felde ziehen. In den kurzen Jahren verstärkten fränkischen Einflusses im nordelbischen Sachsengebiet mag auch der sächsische Limes, d. h. die Grenzziehung zwischen der Kieler Bucht im Norden und der Elbe bei Lauenburg im Süden festgelegt worden sein, wenn er nicht, wie schon gesagt, auf sehr viel ältere Grenzziehung zurückgeht.

Wenn es trotzdem heute möglich ist, die Stellung des nordelbischen Sachsengebietes in diesem ganzen Gegensatz etwas klarer zu umreißen, so ist das ausschließlich auf Grund einer Reihe systematisch angelegter Grabungen möglich. Diese Grabungen sind seit 1929 an verschiedenen Denkmälern durchgeführt worden und haben ein historisch gut auswertbares Quellenmaterial ergeben. Sie erstreckten sich im wesentlichen auf drei Denkmäler, auf die von Hofmeister untersuchte Kaaksburg, die von Langenheim, Tischler, Genrich und Haseloff untersuchte Stellerburg und den von Jankuhn untersuchten Krinkberg. Dazu kam eine Untersuchung der karolingischen Missionskirche in Schenefeld, die höchstwahrscheinlich mit dem karolingischen Angriff auf Nordelbingen zusammenhängt. Ganz wesentlich erweitert wurden die Erkenntnisse der Grabungen durch die von Kersten durchgeführte archäologische Landesaufnahme des Kreises Steinburg. Dadurch war es möglich geworden, das Wegesystem Westholsteins deutlicher zu erfassen und auf diese Weise die militärische Bedeutung der alten Wehranlagen klarer zu erkennen. Die politischen Ereignisse des ersten Jahrzehnts im 9. Jahrhundert haben reiche Spuren im Denkmälerbestand hinterlassen. Es fragt sich zunächst, was wir für Reste der fränkischen Offensivpolitik besitzen und welche Denkmäler sächsischen Ursprungs ihnen entsprechen. Von besonderer Wichtigkeit ist hier zunächst die Frage, wo die als Ausgangspunkt der fränkischen Offensive wichtige Esesfeldburg gelegen hat. Schon seit langem vermutete man, daß diese Burganlage auf der Störschleife von Itzehoe gelegen hatte. Dafür sprach vor allen Dingen die Gleichheit der ersten Bestandteile der beiden Namen. Dann versuchte Hofmeister nachzuweisen, daß diese Burg etwas unterhalb der Stadt Itzehoe am Nordufer der Stör gelegen hat. Diese Frage ist durch die Landesaufnahme weitgehend geklärt. Es gibt nur eine Stelle an der Stör, die von besonderer Bedeutung ist, und das ist das Stadtgebiet des heutigen Itzehoe. Hier tritt die Geest, also der trockene Boden, unmittelbar an den Flußlauf heran. An dieser Stelle münden drei große Heerwege (Abb. 1). Der nordsüdliche Weg, der von Jütland kommend an Haithabu vorbeiführt und bei Rendsburg die Eider überschreitet, ein nordwestlicher Weg, der von der Eidermündung her durch Dithmarschen und Holstein führt, und ein östlicher Weg, der aus Ostholstein kommt und ebenfalls in Itzehoe endet. Der Besitz dieses Platzes ist also von einer unschätzbaren strategischen Bedeutung. Erhöht wird der Wert der Anlage noch dadurch, daß gegenüber der Mündung der Heerwege, die sich heute innerhalb der Stadt als „Breite Straße" noch deutlich aus dem Gebiet enger Straßen herausheben (Abb. 3), auf der Störinsel eine Kuppe liegt, die heute den Namen „Burg" trägt. Kersten hat aus der Vereinigung der Heerwege und der günstigen Lage der Burg geschlossen, daß, wenn an einer Stelle der Stör überhaupt, so hier die Gelegenheit für die Anlage einer Operationsbasis gegeben war. Die Richtigkeit dieser Annahme ist vorläufig durch Grabungen noch nicht erwiesen. Die Durchführung von Grabungen ist an dieser Stelle geplant. Eine Befestigung gerade dieses Punktes würde die fränkische Militärmacht in den Besitz des zweiten Elbüberganges und damit der zweiten Kopfstation großer, über Land führender Heerwege gebracht haben.

Der Esesfeldburg gegenüber, 10 Kilometer nördlich von ihr, an einer Stelle, an der der große norwestliche Heerweg das Bekau-Tal überschreitet, liegt die Kaaksburg, ein kleiner Rundwall, der sich auf einer Landzunge weit ins Tal der Bekau hineinschiebt (Abb. 4). An dieser Stelle bestand eine besondere Verengung des sumpfigen Tales, und dadurch war die Stelle leicht zu überschreiten. So ist es kein Zufall, daß gerade hier der Heerweg über dieses Hindernis hinweggeht. Die Kaaksburg ist von Professor Hofmeister

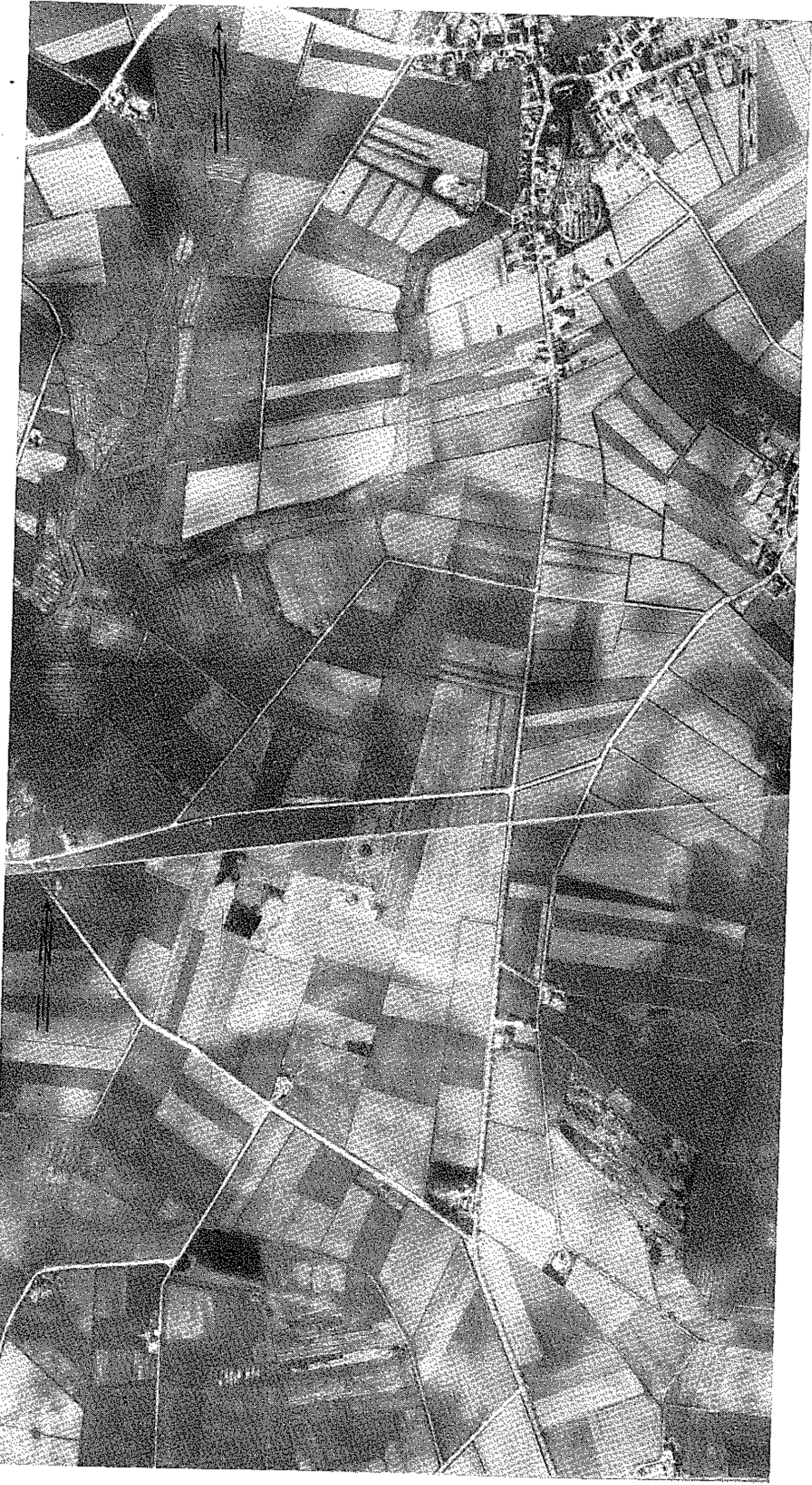


Abb. 7. Luftbild von der Heerweggabelung mit Krinkberg und Schenefeld
Aufn. Stabia. Lwkdo See. Freigeg. RLM.

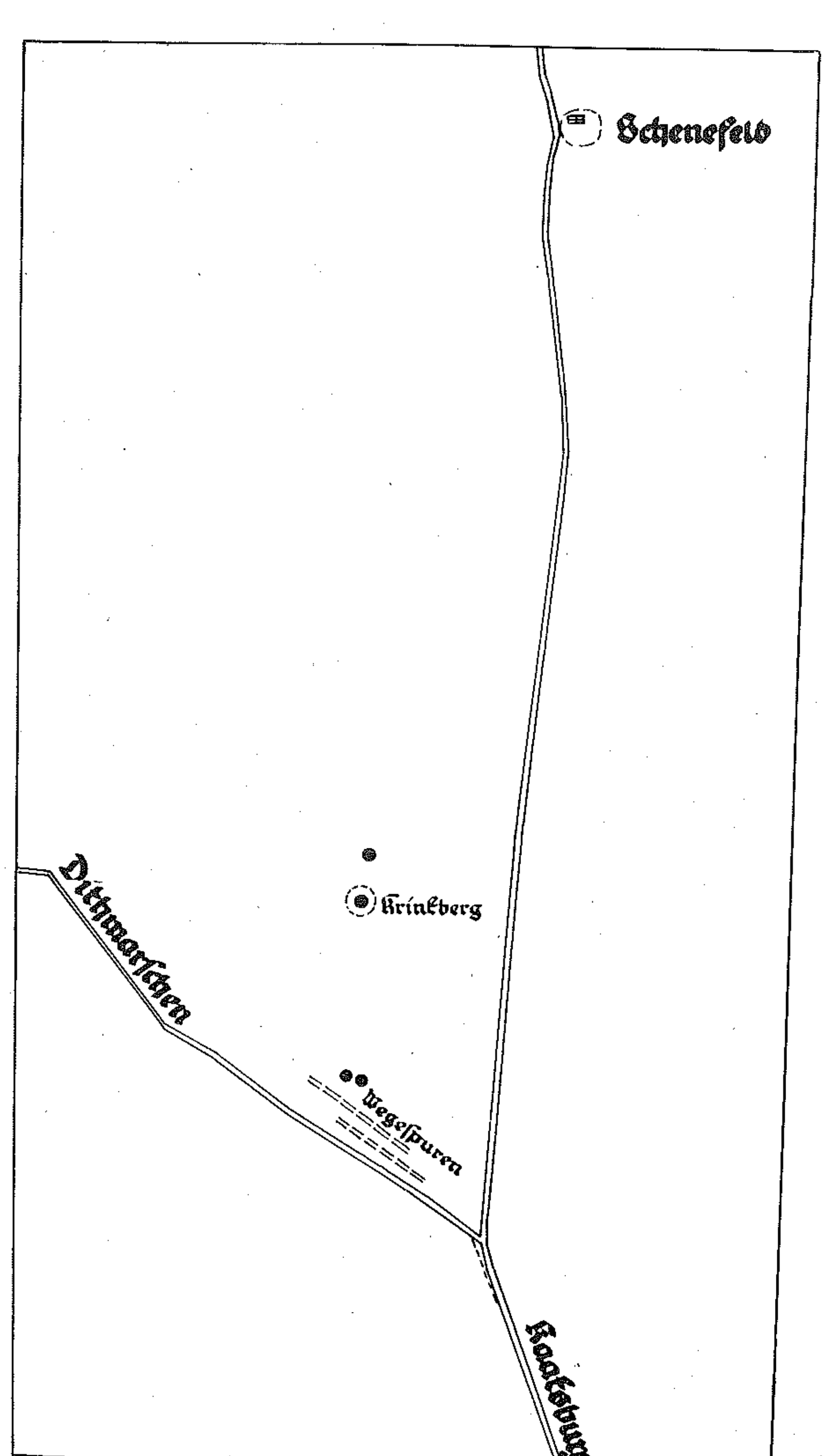


Abb. 8.
Skizze
zu Abb. 7

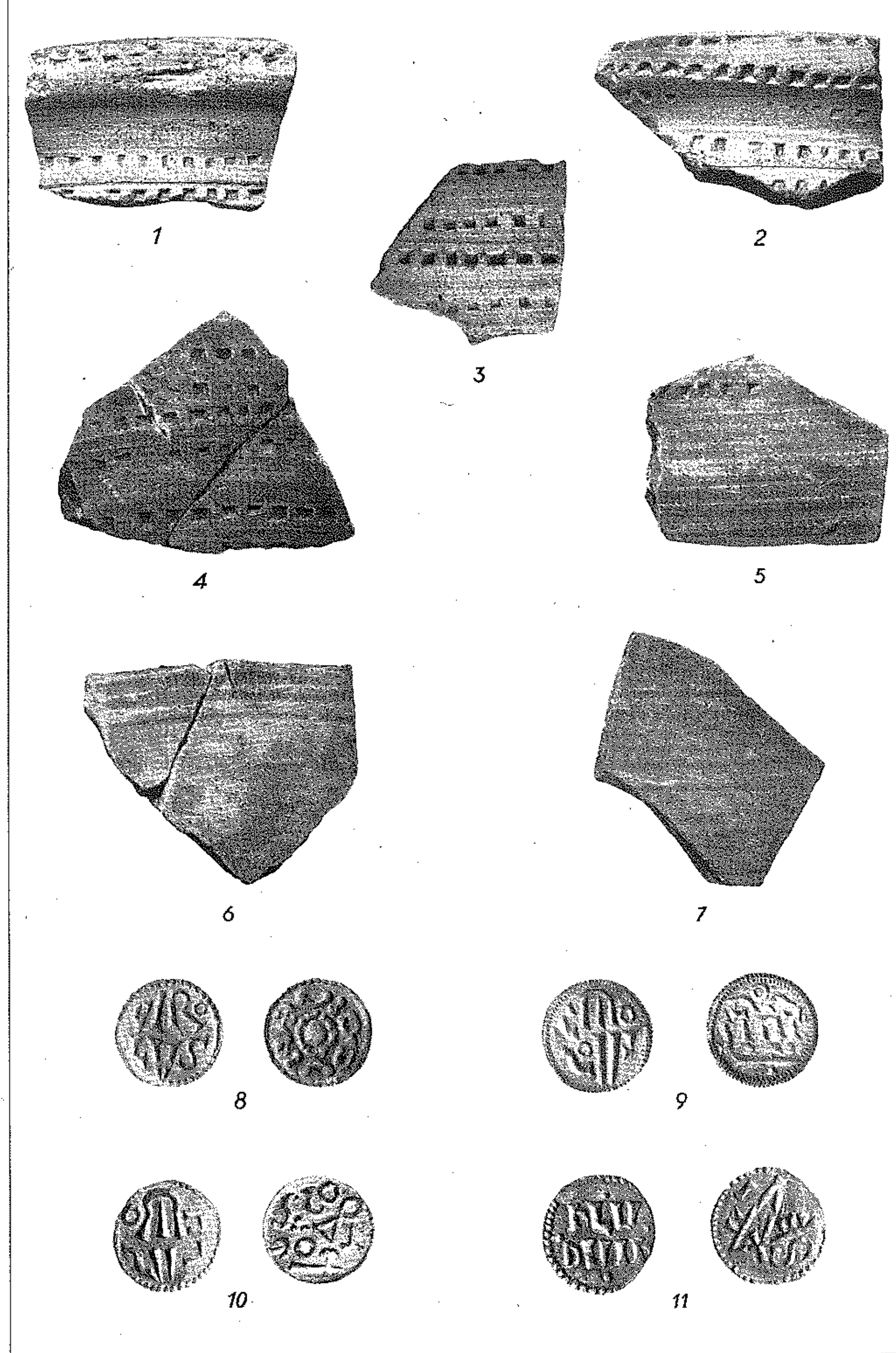


Abb. 9. Einige Funde aus dem Krinkberg. Reste eines aus dem Rheingebiet stammenden Tongefäßes und Münzen Karls des Großen und Ludwigs von Aquitanien

untersucht worden, wenigstens der Innenraum des Burgwalles. Das Vorgelände ist bisher nur durch einzelne Suchgräben geschnitten. Es ergab sich dabei, daß auch hier eine Besiedlung vorhanden war. Der Übergang des Heerweges über die Niederung ist heute im Gelände durch einen Wiesendamm erkennbar. Dieser Wiesendamm führt schräg auf das Tor der Burg zu, geht dann am Wall der Burg außen entlang, führt also durch die Vorburg und verläßt die Vorburg durch ein nördliches Tor, das heißt diese Burganlage liegt wie ein großer Riegel auf dem Heerwege. Wer sie besaß, hatte die Möglichkeit, den Verkehr auf der Hauptstraße zu überwachen. Diese Kaaksburg ist ihrer Anlage nach eng verwandt mit einer Reihe anderer Burgen, der Stellerburg im Nordwesten (Abb. 5), der Bökelnburg im Südwesten, dem Willenscharener Wallberg im Osten und der Hitzhusener Burg im Südosten. Diese Burgen sind sowohl nach dem Grundsatz ihrer Anlage wie auch ihres Ausbaus eng miteinander verwandt. Sie liegen in den beiden nördlichen Gauen des nordelbischen Gebietes in Holstein und Dithmarschen jeweils da, wo große Heerwege in das Land eintreten. Die Kaaksburg ist etwas nordwärts ins Landinnere hineinverlegt; Kersten hält es für möglich, daß das eine Folge der fränkischen Festsetzung auf der Störinsel war, und daß wir im Bereich der heutigen Stadt Itzehoe vielleicht noch eine Vorläuferin der Kaaksburg werden nachweisen können. Diese sächsischen Rundwälle, zu denen auch die Kaaksburg gehört, sind, soweit die Funde eine Datierung zulassen, um 800 angelegt, während die jüngsten Funde aus dem 10. Jahrhundert stammen. Es handelt sich um Wehranlagen, die einen einheitlichen Plan zu verraten scheinen.

Die Bedeutung dieses Burgenringes ist ziemlich klar. Die Stellerburg riegelt den von der Eidermündung nach Dithmarschen hineinführenden Weg an einer Stelle ab, an der dieser Weg die Dithmarscher Geest erreicht. Die Bökelnburg flankiert einen durch das Tal der Burgwallau von der Stör aus auf der Grenze zwischen Dithmarschen und Holstein entlang führenden Einfallsweg zu Wasser. Die Kaaksburg sperrt den großen nordwestlichen Weg im Süden, die Hitzhusener Burg riegelt den von Osten kommenden Weg ab, der Willenscharener Burgberg die Abzweigung nach Norden. Kaaksburg und Bökelnburg schützen die beiden sächsischen Gaue gegen Süden, Hitzhusen und Willenscharen gegen Osten. Der große nordsüdliche Heerweg ist von keiner Burg abgesperrt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß beim Eiderübergang eine Vorläuferin der späteren Rendsburg bestanden hat. Von dieser Straße in das westlich davon liegende holsteinische Gebiet vorzustoßen, war wegen der ausgedehnten Waldungen, deren letzter Rest der heutige Drager Forst ist, wie Kersten annimmt, unmöglich. Diese Burgen zeigen durch den einheitlichen Zeitpunkt ihres Baues, ihre gleichartige Lage im Gelände und ihre eng verwandte Form, daß es sich hier um ein unter gleichen Gesichtspunkten angelegtes System handelt. Der Zeitpunkt ihrer Erbauung um 800 ist gekennzeichnet durch den Gegensatz zwischen dem nordelbischen Sachsengebiet und der über die Elbe greifenden fränkischen Militärmacht. So sind diese ganzen Anlagen nicht nur ihrem Typ nach als sächsisch zu bezeichnen, sondern bilden auch die Spuren der sächsischen Reaktion auf den von Süden kommenden Angriff. Hier liegen sich das fränkische Lager Esesfeld und der sächsische Burgenring als die Exponenten zweier in diesem Raum zusammenstoßender Kräfte gegenüber. Wieweit in dieser Auseinandersetzung der südliche der drei nordelbischen Gaue, Stormarn, mit einbezogen ist, läßt sich heute noch nicht sagen. Welche Bedeutung etwa der Elbübergang bei Artlenburg in diesen Jahren spielte, ist uns zur Zeit noch unbekannt. Die Esesfeldburg bei Itzehoe hatte ihre große Bedeutung ja nicht nur deshalb, weil sie als Ausgangspunkt für die Niederwerfung des nordelbischen Sachsengebietes besonders günstig lag, sondern auch deshalb, weil von hier aus auf dem nordsüdlichen Heerwege ein Vorstoß zum Schleigebiet möglich war.

Der hier geschilderte Denkmälerbestand, das fränkische Lager an der Stör und der sächsische Burgenring nördlich davon entspricht etwa einer politischen Situation, wie sie uns

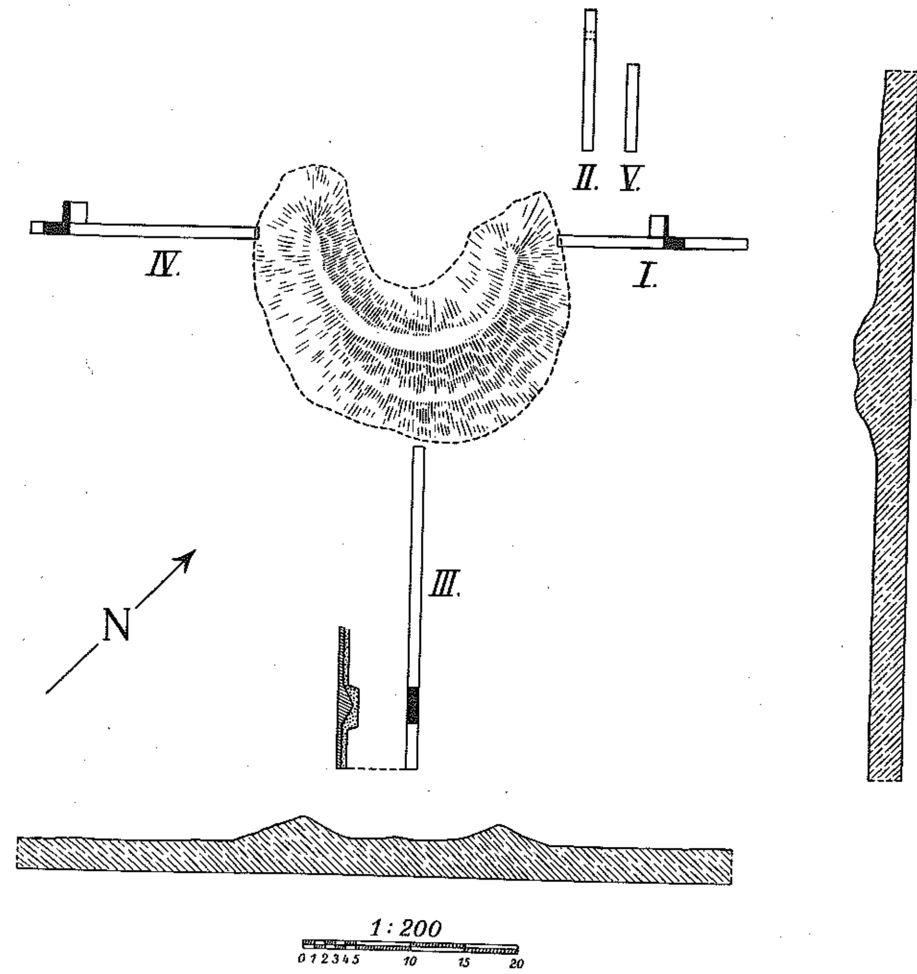


Abb. 10. Krinkberg. Plan der Ausgrabungen 1937

in den Jahren 808—810 historisch bekannt ist. Leider versagen ja die Funde bei der in diesem Falle so erstrebenswerten genauen Festsetzung des Baubeginns sächsischer Burgen, und man wird nicht weiter als zur Feststellung dieser politischen Situation kommen können. Für den weiteren Ablauf der Auseinandersetzungen aber ist ein Denkmal von großer Wichtigkeit, das nördlich der Kaaksburg liegt, der Krinkberg südlich von Schenefeld und nördlich der Kaaksburg (Abb. 6). Der Krinkberg hat seinen Namen von dem kreis (krink) förmigen Graben, der diese Anlage in einem Abstand von 10—25 Meter umgab, und der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts eingeebnet worden ist. Diese Anlage liegt in einer Wegegabelung, und zwar dort, wo der große nordwestliche Heerweg nach Dithmarschen von einem nördlichen, nach Schenefeld führenden, abbiegt (Abb. 7 und 8). Von hier sieht man im Norden die Kirche von Schenefeld, im Süden, wie Kersten festgestellt hat, die Kaaksburg und im Nordwesten auf die in spätsächsischer Zeit besiedelten Höhen von Wacken-Vaale. Hier wurden beim Umbrechen der Heide und beim Zuschütten des kreisförmigen Grabens, dem auf der Innenseite ein flacher Wall entsprach, eine Anzahl von karolingischen Münzen, zum größten Teil Prägungen aus Dorestad und Reste eines fränkischen Gefäßes aus der Kölner Gegend gefunden (Abb. 9). Dazu kam eine Anzahl von Waffen; alles lag in einer Brandschicht. Die gesamten Funde

wurden innerhalb des Ringgrabens gemacht. Etwas exzentrisch lag in dem Ringgraben ein ursprünglich abgeplatteter Grabhügel, der heute durch Abgraben von Erde bis auf einen sichelförmigen Rest zerstört ist. Eine Ausgrabung des Jahres 1937 ergab, daß der Hügel von einem tiefen Spitzgraben umgeben war, wie er im Bereich der bisher untersuchten nordelbischen Sachsenbefestigung selten ist (Abb. 10). Der ganzen Anlage nach handelt es sich um einen Turmhügel, bei dem man auf dem abgeplatteten Grabhügel einen Turm oder ein Blockhaus ergänzen muß. Sowohl die Funde wie das Grabenprofil, aber auch die ganze Art der Anlage stehen im nordelbischen Sachsengebiet fremd und ohne direkte Parallelen da. Wir haben es hier vielmehr mit einer Form zu tun, deren Vorbilder wir in den römischen Wegwarten und deren Vorläufern zu suchen haben, einem Befestigungstyp, der durch das Frankenreich anscheinend weitergeführt worden ist.

Die Münzen- und Waffenfunde datieren die ganze Anlage in die Zeit um 800. Auch hier natürlich wieder mit der durch die Unmöglichkeit genauer Zeitbestimmung bedingten

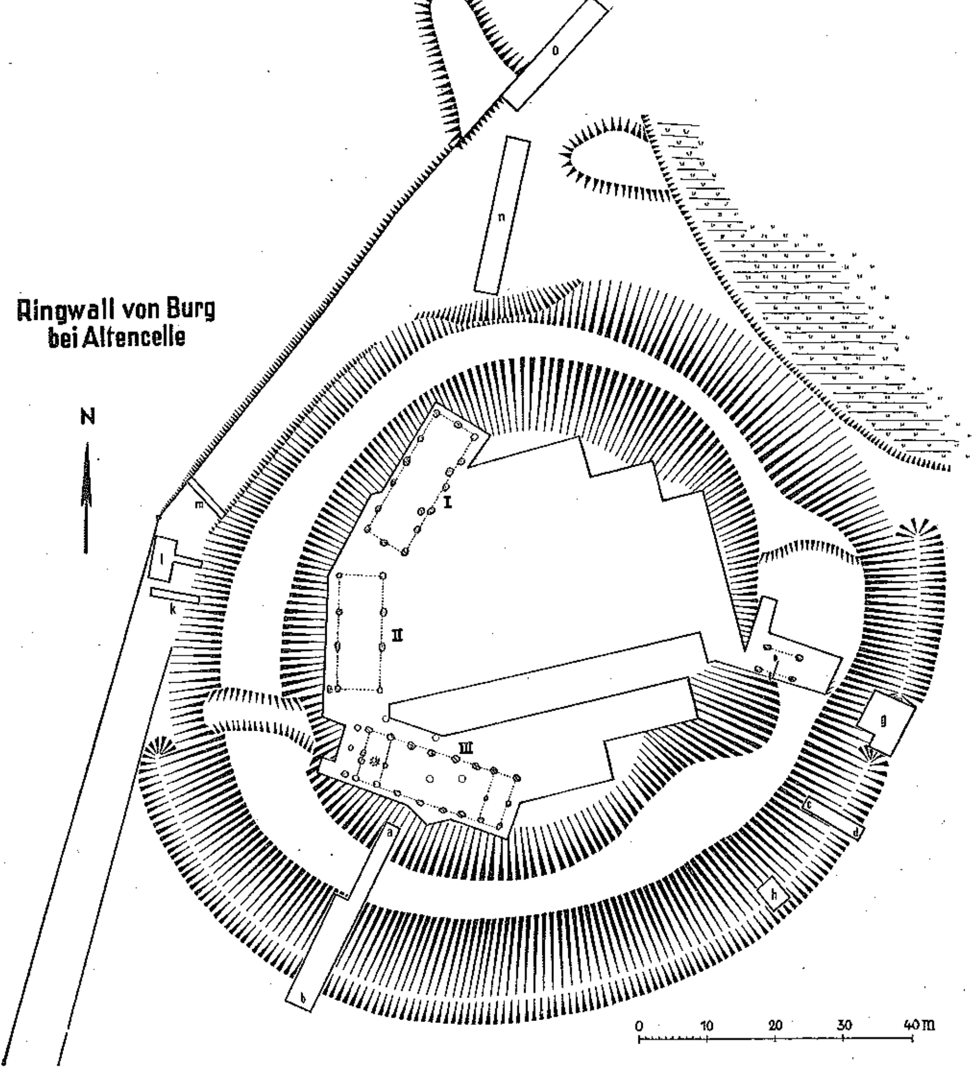


Abb. 11. Plan des Rundwalles von Altencelle (nach Sprockhoff)

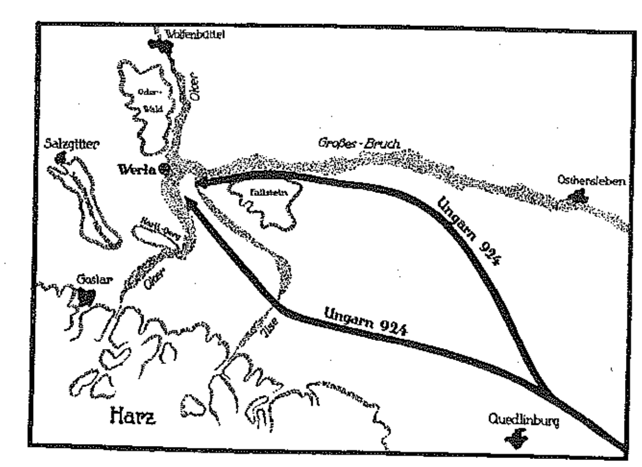


Abb. 12. Die Lage der Pfalz Werla (nach Schroller)

Unsicherheit. Hier liegt also im Rücken der sächsischen Befestigungslinie an dem großen Heerweg, der Holstein und Dithmarschen verbindet, und zwar an einer Stelle, die durch eine Wegabzweigung besonders wichtig ist, eine fränkische Anlage aus der Zeit des großen Gegensatzes in Nordelbingen. Die Bedeutung dieser Burganlage wird noch klarer, wenn man sich vor Augen hält, daß nur ein wenig nördlich davon ein weiteres Denkmal des fränkischen Angriffs liegt, die Missionskirche von Schenefeld. Ihre genaue Datierung steht nicht fest. Entweder in der Zeit Karls des Großen oder Ludwigs des Frommen ist sie errichtet worden. Sie entstammt einer Zeit, in der wir den fränkischen Vorstoß nach Nordelbingen auch historisch verfolgen können. Es handelt sich bei ihr um eine der vier bekannten karolingischen Missionskirchen, von denen die anderen drei, Meldorf, Heiligenstedten und Hamburg, ganz einheitlich angelegt sind, und zwar so, daß sie eine rückwärtige Wasserverbindung hatten; in Meldorf die Nordsee, in Heiligenstedten die Stör und in Hamburg die Elbe. Nur Schenefeld liegt mitten im Lande und ohne rückwärtige Wasserverbindung. Anscheinend ist hier die Sicherung der Verbindung zwischen dem vorgeschobenen fränkischen Posten und dem fränkischen Ausgangspunkt an der Stör durch Wegewarten, wie wir sie im Krinkberg vor uns haben, gebildet. Ob weitere Anlagen dieser Art am Heerweg lagen, ist noch nicht sicher zu bestimmen. Im Luftbild ergibt sich zwischen Itzehoe und der Kaaksburg auf einer das ganze Vorgelände beherrschenden Höhe eine kreisartige Verfärbung, die vielleicht einen Hinweis auf das Vorhandensein weiterer Anlagen dieser Art enthält. Grabungen haben vorläufig noch nicht stattgefunden. Es lassen sich also im Bestand an Wehranlagen Nordelbingens zwei verschiedene Typen unterscheiden, die Rundburgen, die wir als sächsisch bezeichnen können, und solche Anlagen, die entweder aus historischen oder archäologischen Gründen als fränkisch bezeichnet werden müssen. Während die Sachsenburgen sich wie ein Ring um das Gebiet der beiden nördlichen Stämme legen, stoßen die karolingischen Anlagen linienförmig in das Innere dieses Ringes vor. Ob das uns heute erkennbare Ende dieser Offensivlinie, die Kirche von Schenefeld auch befestigt war, wissen wir nicht. Sie liegt in einer ringartigen Anlage, die sich auf dem Luftbild klar zu erkennen gibt und vielleicht der letzte Rest einer Befestigung oder eines Heiligtumes ist. Ob dieser fränkische Angriff ähnlich wie im westelbischen Gebiet durch die Anlage fränkischer Königshöfe unterstützt worden ist, wissen wir heute leider noch nicht. Aus der Vergleichung dieser beiden Denkmälergruppen miteinander ergibt sich die Tatsache, daß der sächsische Burgenring einmal von der fränkischen Offensive durchstoßen worden sein muß, denn andernfalls hätte die Anlage einer Wegewarte und einer Missionskirche nördlich dieser Burgen keinen Sinn.

Aber die archäologischen Funde geben uns auch einen Hinweis auf das weitere Verhältnis zwischen diesen beiden Kräften. Die einzige bisher gut untersuchte karolingische Anlage, der Krinkberg, ist an einer großen Brandkatastrophe bald nach seiner Erbauung zugrunde gegangen und nicht wieder aufgebaut worden. Dagegen sind die Sachsenburgen durch das 9. Jahrhundert hindurch bis ins 10. Jahrhundert hinein bewohnt worden. Hier hat an-

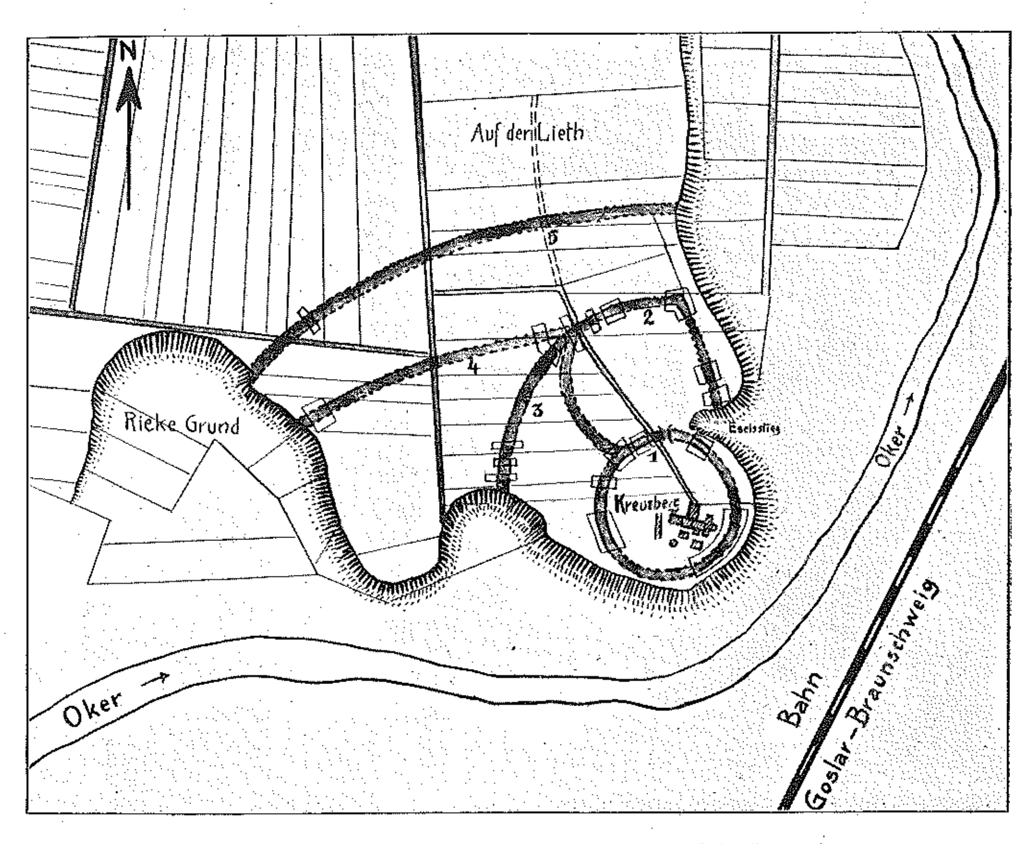


Abb. 13. Pfalz Werla, Plan der Anlage (nach Schroller)

scheinend die fränkische Offensivkraft nicht ausgereicht, um die sächsischen Anlagen endgültig zu beseitigen und die fränkische Eroberung durch ein entsprechendes System fränkischer Wehranlagen zu stützen. Wann dieser Rückschlag erfolgt ist, wissen wir heute nicht. Die historischen Nachrichten sind überaus spärlich. Belegt ist für das Jahr 817 ein dänischer Angriff auf Esesfeld, dem diese Burg damals noch erfolgreich widerstand. Es mag sein, daß die Außenposten wie Krinkberg und Schenefeld diesem Vorstoß zum Opfer gefallen sind. Dann verschwindet die Esesfeldburg aus der geschichtlichen Erinnerung. Soweit die bisherigen Funde sich also historisch auswerten lassen, scheint der fränkische Angriff nur vorübergehend zu einem nachhaltigen Erfolge geführt zu haben, hat aber anscheinend nicht dazu ausgereicht, die Widerstandskraft der nordelbischen Sachsen endgültig zu brechen. Eine sich hieran anschließende Frage ist die nach der militärischen Bedeutung des sächsischen Limes im Osten. Diese Frage wird erst dann aufgegriffen werden können, wenn eine archäologische Untersuchung des in Betracht kommenden Gebietes die notwendigen Grundlagen für die historische Auswertung bereit gestellt hat. In einem Punkte aber bieten die sächsischen Rundburgen vom Typ der Kaaksburg ein besonderes Problem. Sie sind in dieser Form nämlich nicht nur auf das Gebiet nördlich der Elbe beschränkt, sondern finden sich, wie Schuchardt gezeigt hat, auch im Raume westlich der Elbe. Seit den ersten Untersuchungen Schuchardts ist inzwischen namentlich durch Sprockhoff eine Reihe dieser Burgen ausgegraben worden. Sie stimmen in ihrer Form, in der Größe und ihrer strategischen Lage mit den Burgen Westholsteins überein. Auch zeichnet sie eine Eigentümlichkeit aus, die namentlich bei der Kaaksburg klarer erkennbar wird, nämlich die Ausdehnung der Bebauung mit Häusern nur auf einen Streifen am inneren

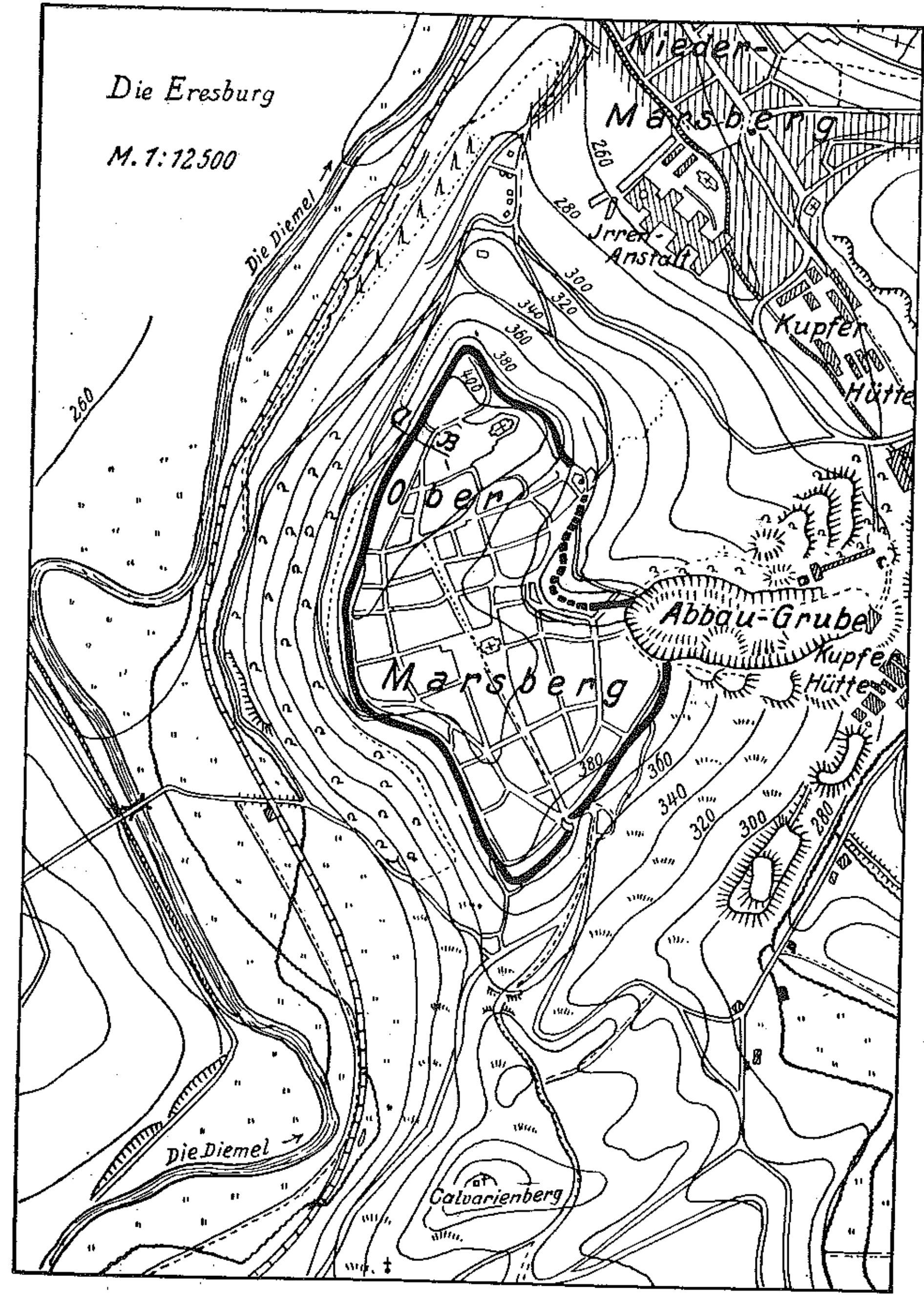


Abb. 14. Die Eresburg (nach Schuchhardt)

Wallfuß entlang, so daß die Mitte frei bleibt (Abb. 11). Ein Zusammenhang zwischen den Burgen Westholsteins und den Burgen des linkselbischen Gebietes besteht also zweifellos. Eine Eigentümlichkeit zeichnet allerdings die westholsteinischen Burganlagen von den übrigen aus; sie beginnen, soweit man aus den Funden schließen kann, im 9. Jahrhundert und stellen ein einheitliches System dar, das zur gleichen Zeit und unter ganz ähnlichen politischen Verhältnissen entstanden ist. Die linkselbischen Burgen dagegen scheinen nach

Ausweis der allerdings sehr spärlichen Funde erst dem 10. Jahrhundert anzugehören und teilweise nur sehr kurze Zeit in Benutzung geblieben zu sein. Schon Sprockhoff hat hier darauf aufmerksam gemacht, daß wir es bei diesen Anlagen wahrscheinlich mit Burgen zu tun haben, die auf Heinrich I. zurückgehen. In der Tat traten beim Deutschen Reich in den zwanziger Jahren des 10. Jahrhunderts Verhältnisse ein, die die Sicherung der Ostgrenze notwendig machten. Die Bedrohung durch die Ungarn führte in der Zeit zwischen 924—933 zu einer Reorganisation des Heerwesens und zu einer Befestigung der Ostgrenze. In diesem Zusammenhang können die westelbischen Burgen errichtet sein, falls sich nicht bei weiteren Grabungen herausstellen sollte, daß ein Teil von ihnen doch älteren Ursprungs ist. Vorläufig scheint es jedenfalls so, daß die unter anderen Voraussetzungen entstandenen Burgen Westholsteins die Vorbilder für den Ausbau der Ostgrenze in der Zeit der Ungarngefahr geworden sind. Die außerordentlich enge Übereinstimmung zwischen den beiden verschiedenen Gruppen wird besonders klar durch eine Gegenüberstellung der Kaaksburg und derjenigen Anlage, die nun sicher auf Heinrich I. zurückzuführen ist, der Werla (Abb. 12). Beide Burgen liegen an einer Stelle, an der ein Heerweg eine Flußniederung überschreitet und blockieren einen wichtigen Einfallsweg. Dem Feinde zugekehrt liegt die runde Hauptburg, dem Feinde abgewandt eine durch einen Wall abgeschlossene Vorburg (Abb. 13). Der Weg führt über den Fluß unmittelbar am Wall der Hauptburg vorbei in die Vorburg und verläßt diese durch ein Tor an der Landseite. Das ist sowohl bei der Werla wie auch bei der Kaaksburg der Fall. Die bisher noch nicht untersuchte, aber im Gelände ganz zweifellos erkennbare Vorburg der Kaaksburg entspricht weitgehend der ersten Vorburg der Werla. Die Anlage der Vorburg bei der Kaaksburg ist noch nicht zeitlich festzulegen. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört sie schon in die Erbauungszeit der Burg überhaupt, also in den Beginn des 9. Jahrhunderts. Zukünftige Grabungen werden das noch feststellen lassen. Es ist zwar nicht ganz unmöglich, daß die Anlage der Vorburg später erfolgt ist, vielleicht sogar unter dem Einfluß des Vorbildes der Werla erst in der Mitte des 10. Jahrhunderts; wahrscheinlich aber ist das in Anbetracht der sonstigen in umgekehrter Richtung laufenden Beziehungen zwischen den Burgen Westholsteins und denen des linkselbischen Gebietes nicht.

So scheint an sich nicht nur der Typ der kleinen Rundburg im westholsteinischen Gebiet, das wir ja vielleicht als das sächsische Kernland bezeichnen dürfen, zuerst ausgebildet zu sein, sondern auch andere Einzelheiten, wie die Anlage der Vorburgen. Daß die Anlage der Werla auf Heinrich I. zurückzuführen ist, ist sicher. Sie stellt, soweit wir das bis heute beurteilen können, keine Neubildung dar, vielmehr hat Heinrich I. hier auf ein im sächsischen Gebiet bereits 100 Jahre früher entwickeltes Wehrsystem zurückgegriffen und dieses für seine Zwecke ausgebaut. Aber damit hängt noch ein zweites Moment zusammen. Diese kleinen Rundburgen müssen einer ganz bestimmten Wehrverfassung entsprochen haben. Es handelt sich bei ihnen ja nicht um Volksburgen von dem Typ, wie wir sie namentlich aus dem Beginn der sächsisch-fränkischen Auseinandersetzung an der sächsischen Westgrenze kennen (Abb. 14), sondern um Anlagen, die nur für eine kleine Truppe Platz boten. Während die großen Stammesburgen ihrer Idee nach dem Heerbann entsprachen, setzen die Rundburgen eine andere Verfassung voraus, wie sie uns ja für die Zeit Heinrichs I. durch seine „milites agrarii", eine kleine stehende Truppe, bezeugt sind. Als erster hat meines Wissens Tischler darauf hingewiesen, daß diese Burgen — er stellt das für die Stellerburg fest — einer ähnlichen Wehrverfassung entsprechen müssen. Es scheint hier also so zu sein, daß nicht nur der von Heinrich I. angewandte Wehranlagentyp, sondern auch die diesem zugrunde liegende Wehrverfassung ein altes sächsisches Erbe war, das von Heinrich I. zum neuen Leben erweckt und den neuen Verhältnissen entsprechend ausgebaut wurde.

Beitrag zur Frage der Herstellung germanischer Schildbuckel

Von Horst Ohlhaver

Unter der Fülle der Arbeiten über die Bewaffnung der Germanen sind solche, die auf die Technik eingehen, sehr selten. Erst in neuerer Zeit legt die Forschung entschieden Gewicht auf die Lösung technischer Fragen, zu der in erster Linie Chemie und Metallurgie berufen sind. Das Schwert ist am stärksten berücksichtigt worden, aber auch die Speerspitze verdient, wie Schleifproben an einigen schwedischen Fundstücken zeigen, erhöhte Aufmerksamkeit. Kaum besprochen ist dagegen unter Betonung der Herstellung der Schildbuckel. So soll unsere Betrachtung diesem Teil der Wehrausrüstung gelten. Als Vorgeschichtler gehe ich nur von den Funden ohne Zuhilfenahme chemischer oder metallurgischer Verfahren aus.

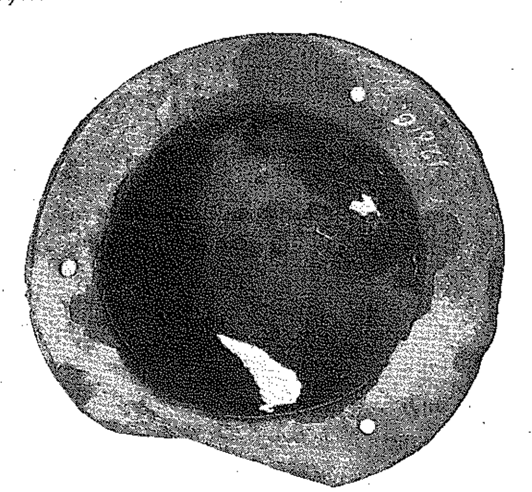


Abb. 1. Lunow, Kr. Angermünde

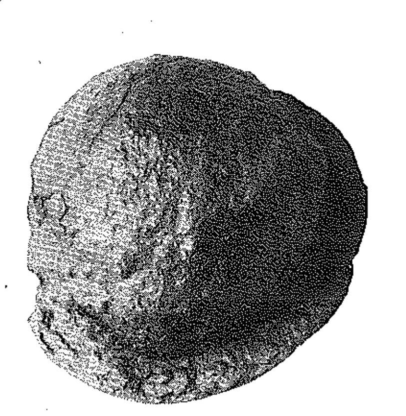
Vergegenwärtigen wir uns in Kürze die Entwicklung der germanischen Schildbuckel, die Martin Jahn in seinem Buche über die Bewaffnung der Germanen ausführlich dargestellt hat:

Ursprünglich hat der Schildbuckel eine flachhalbkugelige Form. Er wird von einem platten Nietrand umgeben. Dann spitzt sich der Mittelteil des Buckels oben zu und erhält eine flachkonische Form. Außerdem entsteht durch Knickung der Wölbung ein neuer Teil, der Kragen, der sich deutlich von dem Rande und dem Mittelteil abhebt. Die flachkonische Form bildet sich schnell weiter durch Zuspitzung und Erhöhung des Mittelteils. Es sondert sich eine kleine Spitze ab, welche allmählich zu einer starken Stange wächst. Aus der flachkonischen Form löst sich noch eine zweite Reihe: durch Erhöhung des Buckels entsteht die hochkonische Art. Die ersten drei Formen kommen verhältnismäßig selten vor. Viel zahlreicher sind hochkonische Stücke, am häufigsten Stangenbuckel.

Wie diese Entwicklungsreihe mit dem schlichtesten Buckel in Halbkugelform beginnt, steht auch in der Herstellung die einfachste Arbeit am Anfang. Schauen wir uns als Beispiel das Stück aus Lunow, Kr. Angermünde (Berlin, Märkisches Museum 12816) an, in den wir auf der Abbildung von unten hineinsehen (Abb. 1). Nirgends ist eine Naht oder Verschweißung sichtbar. Wir müssen annehmen, daß der Fund aus einem einzigen

Stück getrieben ist, indem eine Eisenplatte über einem halbrunden Stein oder eigens dazu hergestellten Holzklotz geformt wurde, der gewissermaßen als Matrize diente. Der Einwand, daß eine solche Treibarbeit mit Eisen schwer ausführbar ist, kann verworfen werden. Das Holzkohleeisen, mit dem wir in damaliger Zeit bei der germanischen Eisenindustrie zu rechnen haben, ist außerordentlich formfähig. Nur der flache Rand ist vielleicht verschweißt worden. Ein Beispiel aus dem Ausgang des germanischen Altertums Schildbuckel von Bryn, Vangen, Voß pgd., Hordaland, Norwegen, zeigt das gleiche (Abb. 2).

Diesem halbkugeligen Buckel folgt in der Entwicklung der flachkonische. In der technischen Entwicklung wird der Schmied denselben Weg gehen. Um eine flachkonische Form zu erreichen, muß er erst eine Halbkugel treiben, wenn er überhaupt das Werkstück auf diese Weise, das heißt unverschweißt, herstellen will. Denn wollte er von vornherein aus einer Eisenplatte eine Kegelform treiben, entstände an der Spitze, die gerade die größte Sicherheit zu geben hat, eine außerordentliche Schwächezone. Um aber aus einer Halbkugel einen Kegel zu verfertigen, wird der Schmied Material nach der Spitze zu treiben müssen. Die erste Art ist sicherlich in Anwendung gekommen; denn ein konischer, an der Spitze noch ein wenig runder Schildbuckel vom germanischen Urnenfriehof des 1. Jahrhunderts n. Ztw. in Pičhora-Dobrichov, Böhmen (Prag, Nat.-Museum), ist oben aufgeplatzt, weil dort das Eisen hauchdünn und durch das zu starke Treiben spröde wurde.



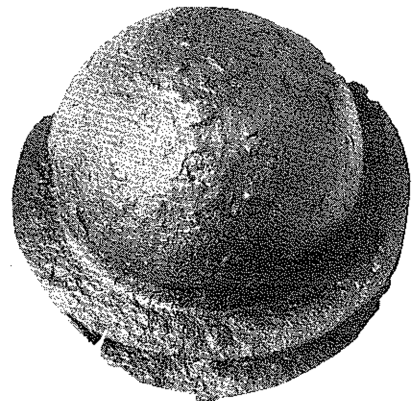


Abb. 2. Bryn, Vangen, Voß pgd., Hordaland, Norwegen

Schaut man senkrecht auf den Gegenstand, liegt die Spitze im Mittelpunkt eines mehrzackigen Sterns. Bei einem anderen Buckel desselben Fundortes schiebt sich zwischen oben gerundetem Kegel und Nietrand ein Kragen. Dieser nun ist aufgeschlitzt und verschweißt. Um einen Rostriß scheint es sich nicht zu handeln, denn der Fund ist so ausgezeichnet erhalten, daß man noch die konzentrisch angeordneten Schlagmarken klar erkennen kann. Da aber beim Treiben des konischen Teiles unten der Kragen weniger Material benötigte, wurde unten die Länge des Kragens und Nietrandes eingeschlitzt, übereinandergelegt und verschweißt.

Die weitaus überwiegende Zahl der Kegelbuckel wurde aber vollkommen anders hergestellt. Der Schmied schnitt mit dem Meißel aus einer ausgeschmiedeten Blechplatte ein Kreissegment und bog es zu einem Kegel zusammen. Je größer der Ausschnitt war, um so steiler wurde der Schildbuckel. Nachdem die Form zurechtgebogen war, konnte die Naht verschweißt werden, so daß sie kaum noch sichtbar war, oder der Rand wurde mit einer Niete zusammengehalten. Dann konnte es sehr leicht geschehen, vor allem wenn der Buckel



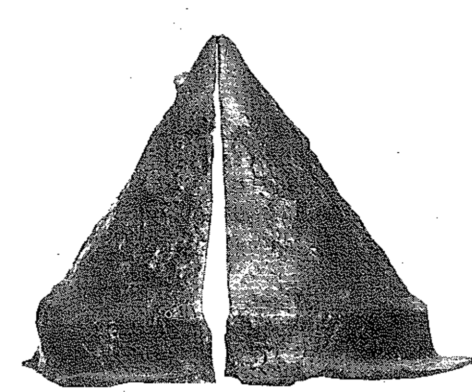


Abb. 3a u. b. Prositz, A. Meißen

vom Schilde entfernt wurde, daß das Werkstück wieder aufsprang. So zeigt es uns der Fund von Prositz, Amt Meißen, Sachsen, der von einem hermundurischen Gräberfeld des 1. Jahrhunderts n. Ztw. stammt und im Landesmuseum Dresden (Nr. 255) aufbewahrt wird (Abb. 3). In manchen Gegenden war es sogar allgemein üblich, die Naht nicht oder doch nur sehr oberflächlich zu verschweißen, so daß sie stets sichtbar war, während sonst keine Spur zu bemerken ist.

In späteren Zeiten des germanischen Altertums begegnet uns wieder ein entwickelter Kegelschildbuckel, in seiner Form so eigenartig, daß technisch die Entstehung nur aus einer Verschweißung erklärt werden kann. Ein Beispiel aus Hagen, Leeste, Kr. Syke, zeigt uns deutlich die von der Spitze bis an den Rand verlaufende Naht (Landesmuseum Hannover; Abb. 4).

Technisch gesehen, gibt es von hier aus keine weiteren Möglichkeiten. Wird der ganze Kegel etwas konkav gestaltet, erhalten wir den Übergang zum Stangenschildbuckel, der in der Zahl der Funde an der Spitze steht.

Für den Stangenschildbuckel nun denkt Wolfgang La Baume bei Erörterungen zur Wiederherstellung ostgermanischer Waffen der Spätlatènezeit (Prähistor. Zeitschr. 25, 1934, S. 162) an eine Anschweißung der Stange auf den fertigen, stangenlosen Buckel. Diese Art der Herstellung hat der Verfasser nur an einigen Knopfstangenbuckeln feststellen können, die bis ins 4. Jahrhundert gehen. Ein solches Stück scheint bei Jahn, Abb. 176, S. 154, aus Mölno, Kr. Mogilno, Posen, vorzuliegen, sonst liegen halbkugelige Buckel vor, auf die oben mit Hilfe einer Durchnietung ein Bronzeknopf aufgesetzt ist.

Vollkommen anders ist die Herstellung des eigentlichen Stangenschildbuckels: Ein Eisenstab mit einem stark verdickten Ende wird langsam unter steter Drehung zu Blech ausgeschmiedet. Im Grundsatz ist dieses Verfahren also der Anfertigung der Kegelbuckel ähnlich, durch den Ausgang von der Stange aber verwickelter. Das Wesentliche ist, daß das Werkstück nicht aus mehreren, sondern aus einem einzigen Teil besteht. Der Fund aus Rampitz, Kr. Weststernberg (Berlin, Märkisches Mus. 9833), gibt einen sehr guten Einblick in den Werkvorgang (Abb. 5): Da wir von unten

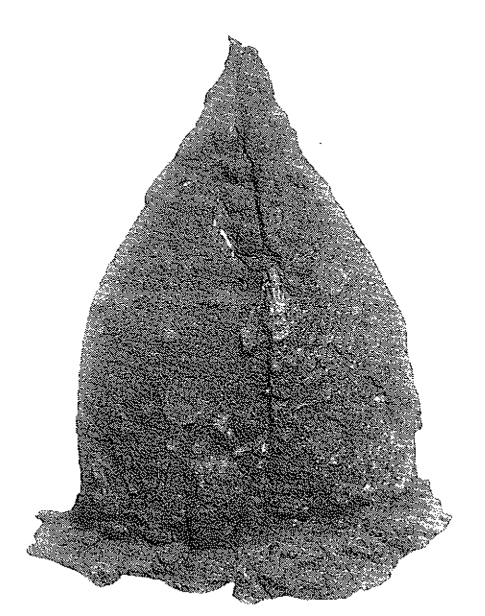


Abb. 4. Hagen, Leeste, Kr. Syke

hineinblicken, sehen wir, wie das ausgeschmiedete Blech nach der Stange zu an Dicke zunimmt und sich in diese gewissermaßen hineindreht. Der Schmied dieses Stückes hat noch etwas Besonderes beachtet und dadurch eine größere Festigkeit erreicht. Wird die Naht einfach zusammengeschweißt, bleibt die Gefahr des Reißens. Um das zu verhindern, hat er die eine Kante des Bleches einmal unter-, auf dem Nietrand dagegen einmal übergelegt und mit Nieten verfestigt. Die Richtung der Pfeile gibt das obenliegende Blech an. Nicht minder schön ist dieser Arbeitsgang an einem Schildbuckelrest aus Harplinge sn., Halland, Schweden (Abb. 6), zu sehen (Göteborg, Museum 6896). Wenn wir aufmerksam Fundberichte durchsehen, wird uns alle Augenblicke ein Stangenschildbuckel begegnen, bei dem die Naht sichtbar geblieben ist. Vielleicht ist bei dem Buckel aus Görbitzhausen bei Arnstadt (Sächs.-thür. Jahresschr. 15, 1927, S. 84f.), der durch zwei an ihm vorgenommene Ausbesserungen bekannt wurde, die eine mit einem Blechplättchen geschlossene Spalte eben eine schlecht verschweißte Naht.

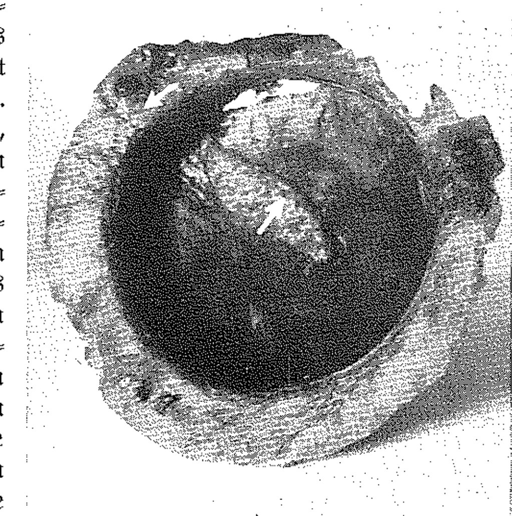


Abb. 5. Rampitz, Kr. Weststernberg

Damit haben wir allerdings nicht alle Arten von Schildbuckeln betrachtet, aber doch für einige versucht, uns ihren Werdegang vorzustellen. Im allgemeinen sind vorhandene Nähte ausgezeichnet verschweißt, so daß nicht die geringste Spur sichtbar blieb. Das gilt auch besonders für manche völkerwanderungszeitlichen Altsachen, die kaum vollkommen getrieben sein können, von einer Naht aber nichts verraten. Da hilft nur ein Schliff, der alles klären würde.

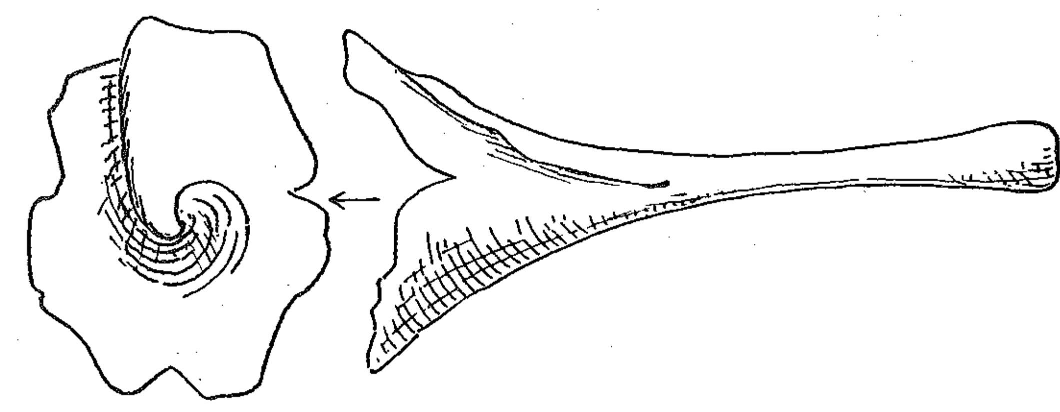


Abb. 6. Harplinge sn., Halland, Schweden

Ein unbekannter Runenstabkalender

Von H. A. Herrmann

Zu den in Deutschland außerordentlich seltenen volkskundlichen Funden gehören die unter dem Namen „Runen- oder Stabkalender“ bekannten eigenartigen Formen mittelalterlicher nordischer Holzkalender[1].

Ein bisher unbekannter Runenstabkalender befindet sich im Besitze des Herrn Grafen von Plessen-Cronstern zu Nehmten, Kreis Plön in Ostholstein, dessen liebenswürdiges Entgegenkommen mir eine Untersuchung dieses Kalenderstabes ermöglichte.

Der Nehmtener Runenkalender, wie im folgenden der Stab bezeichnet werden mag, ist in Nehmten und bei der Bevölkerung der näheren Umgebung, die den eigenartigen Runenstab jedoch meistens nur von Hörensagen kennt, unter der Benennung „der Herrenstock oder Häuptlingsstock“ bekannt. Dabei dürfte aber die letztere Bezeichnung als eine scherzhafte Abwandlung anzusehen sein. Über die Bedeutung des Stabes und die Entstehung der Bezeichnung war weder dem Besitzer noch anderen Personen irgend etwas bekannt. Der Stab gilt jedoch als ein irgendwie zum Gute Nehmten gehöriges, unveräußerliches Familienerbstück, das mit besonderer Sorgfalt behandelt und aufbewahrt wird. Bis zu einem gewissen Grade gilt der Stab in den zu Nehmten gehörigen Pachtdörfern geradezu als ein Symbol der Gutsherrschaft, ohne daß für diese Ansicht eine Erklärung abgegeben werden konnte.

Der aus einem Weichholz, aller Wahrscheinlichkeit nach Pflaumenholz, angefertigte Stab mißt heute insgesamt 122,5 cm. Davon entfallen 8,2 cm auf eine nachträglich auf das untere Ende des Stabes aufgesetzte eiserne Zwinge, die 3 cm weit auf das Holz des Stabes aufgeschoben worden ist. Weitere 19,5 cm des Stabes bilden einen zierlich gedrechselten, durch häufiges Anfassen etwas abgenutzten Griff. Die noch verbleibenden 94,8 bzw. 97,8 cm sind so behobelt worden, daß sieben parallellaufende, sich gegen das untere Ende leicht verjüngende Streifen von etwa 1,3 cm mittlerer Breite entstanden. Unmittelbar unter dem Knauf ist der Stab durchbohrt. Die Bohrung von ursprünglich 0,5 cm lichter Weite verrät durch ihre Ausweitung, daß der Stab hier mit einem kantigen Riemen aufgehängt worden ist. Die Bohrung ist nachträglich und völlig unsachgemäß angebracht, so daß an dieser Stelle zwei eingeschnittene Zeichen fast völlig zerstört worden sind. Von den Bändern des Stabes sind sechs Streifen vollständig, und ein Streifen bis etwa zur Hälfte mit runenartigen Zeichen und kleinen Bildern beschnitzt. In ihrem graphischen Charakter verraten die Schnitzereien ihre Abhängigkeit von der Kerbschnitttechnik, bei der die vorhandene Maserung des Holzes beachtet werden mußte. Zur Markierung der Abmessungen verschiedener Bildzeichen und zur Herstellung der auf dem Stabe auftretenden kleinen Kreuze sind zweifellos kleine Stempel verwandt worden. Die durchschnittliche Schnittiefe beträgt etwa 0,05 mm. Der Stab ist nicht gebeizt und poliert worden, sondern nur geglättet und geölt. Die Kerbzeichen erscheinen durch Verschmutzung dunkler als das Holz, sind jedoch ursprünglich nicht eingefärbt worden. Er ist im ganzen bemerkenswert gut erhalten und nur auf dem unteren Ende bis zu 5 cm zersplittert und behelfsmäßig und völlig unsachgemäß wieder ausgebessert[2].

Der hier besonders interessierende Teil des Stabes wird durch die bereits erwähnten sieben parallelen, mit eingekerbten Zeichen versehenen Streifen gebildet. Von diesen Streifen bestehen zwei aus einem Runenband, das in immer wiederkehrender Reihenfolge die ersten sieben Zeichen der unter dem Namen „Futhork“ allgemein bekannten jüngeren Runenreihe in der Reihenfolge „fe—ur—thurs—oss—reid—kaun—hagall“ enthält. Ihrer Form nach dürften die Runen als eine Spätform des jüngeren dänischen Futhork anzusprechen sein, das in Schweden die norwegisch-schwedische, kürzere Runenreihe verdrängt hat. Diese Reihenfolge findet sich 52mal mit einem überschießenden Zeichen, so daß auf

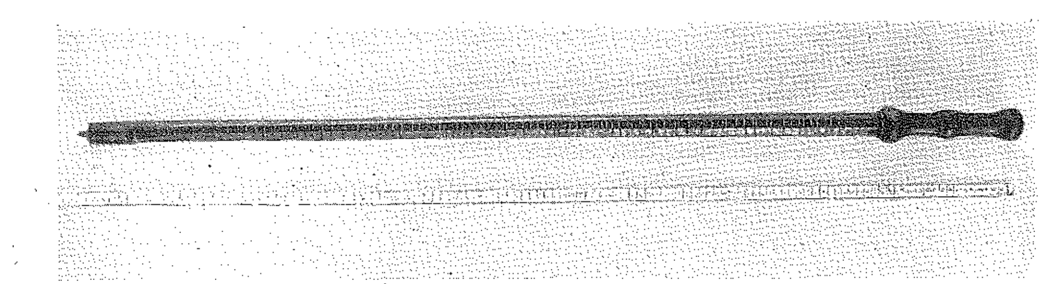


Abb. 1. Der Herrenstock von Nehmten

diesen beiden Bändern insgesamt 365 Runenzeichen eingeschnitten sind. Von diesen Runen finden sich 182 auf dem oberen, 183 auf dem unteren Streifen, so daß beide Streifen mit der Rune „fe“ beginnen und der zweite Streifen mit der gleichen Rune schließt, mit welcher der erste beginnt. Einander entsprechende Runen stehen somit immer übereinander und erlauben infolgedessen eine schnelle Kontrolle über die Genauigkeit der Ausführung. Die Einteilung dieses Runenbandes in $52 \times 7 + 1$ Runenzeichen entspricht der Jahreseinteilung in $52 \times 7 + 1$ Tag. Da der Nehmtener Runenkalender für den Monat Februar nur 28 Tage aufzuweisen hat, handelt es sich auch hier um einen immerwährenden, d. h. nicht für ein bestimmtes Jahr vorbereiteten Kalender. Dementsprechend sind die einzelnen Runen auch nicht für einen bestimmten Tag, sondern nur für ein bestimmtes Datum eingesetzt.[3]

Zwei weitere Streifen des Stabes enthalten ebenfalls Runenzeichen, in denen die gesamten sechzehn Runen des Futhork, ergänzt um drei weitere, nur als Zahlzeichen gebräuchliche Runen zu erkennen sind. Die Streifen enthalten insgesamt 236 Zeichen, die durch eine zwölfmalige Wiederholung der Zahlrunenreihe „3—11—19—8—16—5—13—2—10—18—7—15—4—12—1—9—17—6—14“ mit acht überschießenden Zeichen gebildet wird. Die Zahlrunen sind so eingeschnitten, daß immer eine Zahlrune einer darüberliegenden Datumsrune entspricht, wobei in unregelmäßiger Folge zwischen den einzelnen Zahlrunen ein Zwischenraum in Breite einer Datumsrune entsteht. Diese eigenartige Folge im Zahlenkreis von 1—19, sowie der Zahlabstand von acht findet sich in der bekannten Metonschen Zahlenfolge, einer Tabelle, die von einem Zeitgenossen des Perikles fixiert und nach ihm benannt worden ist und es erlaubt, das Eintreffen der einzelnen Mondphasen innerhalb eines beliebigen Jahres schematisch zu berechnen[4].

Bekanntlich vollendet der Mond innerhalb eines Jahres nicht ganz dreizehn Jahresumläufe, was auf dem Nehmtener Runenkalender in der entsprechenden Wiederholung der angeführten Zahlrunenreihe zum Ausdruck kommt. Da nun zur Beendung des dreizehnten Umlaufes noch acht Tage fehlen, rücken in jedem nachfolgenden Jahr die entsprechenden Monderscheinungen um jedesmal acht Tage im Datum vorwärts, was auf dem Runenkalender einem jedesmaligen Zahlabstand von acht von Zahl zu Zahl der Reihe entspricht. Unter Beachtung dieser Mondphasenverschiebung müssen bei Einrechnung der Schaltjahre nach neunzehn Jahren die einzelnen Mondbilder wieder an fast demselben Tag eintreten. Um nun feststellen zu können, an welchem Tag in einem bestimmten Jahr die jeweiligen Mondstellungen eintreten werden, ist zu berechnen, in welchem Jahr dieser neunzehnjährigen Folge man sich dann gerade befindet. Da als Anfangsjahr dieser Umlaufsfolge konventionell das Jahr 1 vor dem Zeitwechsel angenommen wird, ergibt die Teilung der um 1 erhöhten Jahreszahl durch 19 die Anzahl der seit dem Anfangsjahr verflossenen dreizehnjährigen Mondumläufe, und die Restzahl das betreffende Jahr der gerade laufenden dreizehnjährigen Folge an. Diese Restzahl, z. B. für das Jahr 1641 = 8, 1642 = 9 usw., wird als Güldene Zahl, Gyllental oder Primstafr bezeichnet. In

Verbindung mit den darüberliegenden Datenrunen bezeichnen auf dem Runenkalender die durch Zahlrunen ausgedrückten Goldenen Zahlen den datenmäßigen Eintritt der jeweiligen Neumonde. Da innerhalb dieser Umlaufsfolge sich im Laufe der Zeit ein gewisser Zeitunterschied gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen ergeben muß, dieser aber auf dem Nehmtener Runenkalender nicht umgerechnet ist, sondern entsprechend der ältesten Mondumlaufsberechnung am 23. Januar die Goldene Zahl 1 erscheint und dementsprechend am 1. Januar die durch eine ungeschickte Durchbohrung des Stabes fast vollständig zerstörte Goldene Zahl 3 gestanden haben muß, gehört der Nehmtener Runenkalender zu der ältesten überhaupt bekannten Art der Runenkalender mit der unberichtigten Reihenfolge der Goldenen Zahl[5].

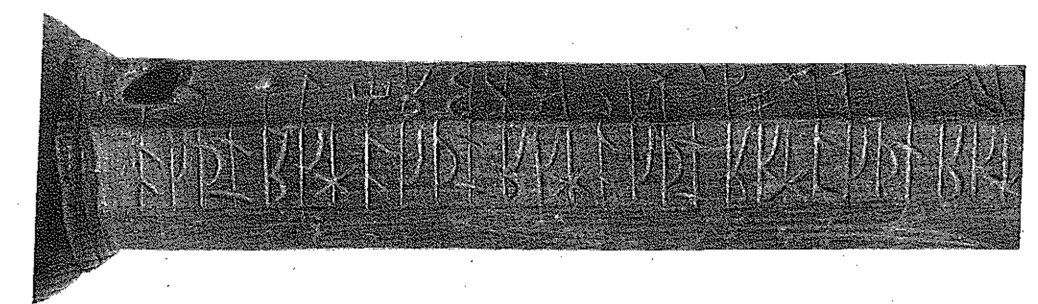


Abb. 2. Der Anfang des Nehmtener Runenstabes. Spalte 1: Neujahr (†), Epiphanias († und Solstitium), Knut († und nach unten gek. Spieß), Erik († und Bischofsmütze), Mittwinter († und Schwert). Spalte 2. Daten vom 1. bis 28. Januar. Spalte 3. Mondphasen nach pentadischem System beginnend mit 3 am 1. I.

Unter Ausnutzung der Beobachtung, daß unter Einrechnung der Schaltjahre die Wochentage eines Jahres nach $4 \times 7 = 28$ Jahren immer wieder auf das gleiche Datum fallen müssen, läßt sich nun gleichzeitig mit Hilfe der bis jetzt genannten Runenreihen errechnen, welche Verteilung der Wochentage innerhalb eines Jahres herrschen muß. Der Beginn dieses zweiten, 28jährigen Umlaufes wird so mit der christlichen Zeitrechnung verbunden, daß ein mit einem Montag beginnendes Jahr, das Jahr 29 vor dem Zeitwechsel, als Anfangsjahr eingesetzt wird. Bezeichnet man nun ganz schematisch alle Tage dieses Jahres fortlaufend mit den Buchstabenzeichen A bis G, so müssen in diesem ersten Jahr, einem Schaltjahr, alle Sonntage auf die mit F oder G bezeichneten Tage fallen, im folgenden Jahr auf die mit E bezeichneten usw. Diese sogenannten Sonntagsbuchstaben werden nun so mit den Zahlen der 28jährigen, im Gegensatz zu der 19jährigen Mondfolge, als Sonnenumlauf bezeichneten Reihenfolge verknüpft, daß beginnend mit G/F jedes dieser 28 Jahre mit den Sonntagsbuchstaben von G bis A bezeichnet wird, wobei für Schaltjahre immer an vierter Stelle zwei Buchstaben auftreten, deren erster für die Sonntage vom 1. I. bis zum 24. II. gilt, während der zweite allen folgenden Sonntagen zukommt. Die Teilung der um 9 erhöhten Jahreszahl ergibt dabei die Anzahl der seit Beginn dieser Rechnung verflossenen 28jährigen Folgen und dementsprechend die Restzahl die Stelle an, an der in einer aufgestellten Tabelle der Sonntagsbuchstabe zu suchen ist[6]. Diese Zusammenstellung der Sonntagsbuchstaben ist auf dem Nehmtener Runenstabe auf dem siebenten Streifen vorhanden. Jedoch sind auch hier wieder statt der sieben Sonntagsbuchstaben A—G die entsprechenden ersten sieben Zeichen des Futhork eingesetzt worden, wobei besonders zu beachten ist, daß in dieser Reihe die alte a-Rune ᚨ statt der sonst auf dem Stab verwendeten jüngeren Form verwendet worden ist. Vor dieser Tabelle sind auf dem siebenten Streifen des Stabes noch einmal die statt der Goldenen Zahl verwendeten Zahlrunen linkswendig in der Reihenfolge von 1 bis 19 angebracht, wobei allerdings

dem Schnitzer des Nehmtener Runenkalenders zwei grobe Versehen unterlaufen sind, da hier die Zahlrunen 16 und 18, 10 und 13 in ihrem Zahlwert verwechselt sind und damit nicht dem Zahlwert entsprechen, unter dem sie in den beiden obengenannten Reihen verwendet werden[7]. Immerhin ergibt sich, daß der siebente Streifen die Aufgabe eines Schlüsselbandes für die eigentlichen Kalenderreihen übernehmen soll, die nun einen vollständigen Jahres-, Wochen- und Mondkalender darstellen. Die weiter noch auf dem siebenten Streifen des Stabes vorhandenen Einkerbungen sind die Jahreszahlen 1641 und 1645 und die Anfangsbuchstaben des Namens des wahrscheinlichen Eigentümers : P S :, die vielleicht als Abkürzung für Peter Sehestedt, den Namen des derzeitigen Besitzers des Gutes Nehmten, zu deuten wären. Gleichzeitig würde die auf den Dreißigjährigen Krieg verweisende Datierung aber auch die Annahme rechtfertigen, daß der Stab als Beutestück oder Geschenk eines schwedischen Offiziers nach Nehmten gekommen ist, zumal die Besitzer des Gutes über ausgedehnte Beziehungen zu schwedischen Adelskreisen verfügten.

Von ganz besonderem Interesse sind die nun noch verbleibenden beiden Streifen des Nehmtener Runenkalenders. Sie enthalten eine Reihe von Kreuzen und nach rechts oder links gerichteten Halbkreuzen, über denen eine ganze Anzahl von Zeichen und sehr einfach ausgeführten Bildern von Geräten eingekerbt sind. Unter diesen Bildern ist eine ganze Reihe von Heiligenzeichen zu erkennen, so daß von vornherein die Vermutung naheliegt, daß auf diesen beiden Streifen der noch fehlende Kalender der Festtage wiedergegeben wird. Selbstverständlich kann hier nur der sogenannte festliegende, kirchliche Festtagskalender angemerkt sein, da es sich bei dem Nehmtener Runenkalender ja um einen immerwährenden Kalender handelt. Dabei soll durch die Bezeichnung des betreffenden Tages durch Kreuze oder Halbkreuze die nach kirchlicher Ansicht mehr oder minder große Bedeutung gerade dieses oder jenes Tages hervorgehoben werden, während die Hinzufügung eines Bildzeichens mehr oder weniger im Belieben des Schnitzers gelegen haben muß, da auf dem Nehmtener Kalender eine ganze Reihe der nach kirchlicher Ansicht hohen Festtage ohne Bildzeichen angemerkt sind. Natürlicherweise weicht die Einreihung des einzelnen Festtages nach ihrer Wichtigkeit bereits erheblich von der bekannten katholisch-kirchlichen Zusammenstellung ab. Die zur Bezeichnung dienenden Kreuze stehen dabei immer genau über der betreffenden Tagesrune, so daß ein Versehen ziemlich ausgeschlossen war, und dementsprechend der Festtagskalender mit großer Genauigkeit wiedergegeben ist. Die Bildzeichen der einzelnen Festtage sind zum größten Teil den Darstellungen der bekannten Heiligenlegenden entnommen, und nur wenige haben Bezug auf irgendwelche zu einer bestimmten Jahreszeit vorzunehmende bäuerliche Arbeiten oder häusliche Verrichtungen. Im folgenden sind die als Festtage bezeichneten Tage und ihre Bildzeichen zusammengestellt.

I. Januar

† /1. I. Neujahrstag, der alte römisch-julianische Jahresanfang. Ist hier ohne Bildzeichen, nur durch ein volles Kreuz gekennzeichnet.

† /6. I. Epiphanis, nach schwedischer Bezeichnung auch Trettondagen, nach niederdeutscher Festbezeichnung Dreikönigstag und altniederländisch „dertiendag" = dreizehnter Tag (nach den Zwölften). Als beigegebenes Bildzeichen findet sich die ziemlich vereinzelt vorkommende Raute, deren drei oberen Ecken von Kreisen umgeben sind. Da der Kreis gemeinhin als Sonnenzeichen dient, liegt hier wohl eine Nachwirkung der älteren Fassung dieses Tages als Neujahrstag vor, an dem die Zunahme der Sonnenbahn wieder bemerkbar wird.

† /13. I. Tag des Hl. Knut, in kirchlicher Fassung die nach acht Tagen eintretende Wiederholung des Epiphaniasfestes, schwed. Tjugondedagen als zwanzigster Tag des Julfestes und gleichzeitig dessen Ende. Das beigefügte Schnitzzeichen kann evtl. aus dem von

Umzeichnung des gesamten Runenstabes (im Bilde dreifach geteilt)

schwedischen Stäben bekannten Julhorn entstellt sein. Ein nach unten gekehrter Spieß, den das Bildzeichen auch darstellen könnte, ist sonst nicht nachzuweisen[8].

† / 19. I. St. Henriksdagen, Bischof und Schutzpatron von Upsala. Der Tag ist nur auf reichsschwedischen Kalenderstäben bezeichnet. Das beigefügte Attribut stellt eine Bischofsmütze dar und entspricht in seiner Form den Bildformen der östergötländischen Kalenderstabüberlieferung[9].

† / 25. I. Pauli Bekehrung, schwed. Palsmessa. Entsprechend der schwedischen Bildüberlieferung ist als Bildzeichen ein Schwert eingekerbt, das in Anlehnung des Tages als Mittwintertag den Winter in zwei Hälften schneiden soll. Das Schwert ist ursprünglich ein sagenhaftes Heiligenabzeichen des Paulus[9].

II. Februar

† / 2. II. Mariä Kirchgang, schwed. Kyndelsmessa. Das zur Kennzeichnung des Tages auf dem Nehmtener Runenkalender benutzte Bildzeichen, das auch bei allen anderen Marientagen als Beifügung angewandt wird, ist eine für die Landschaft Östergötland bezeichnende Abwandlung der Marienkrone[10].

⊢ / 9. II. Ein fast nur auf reichsschwedischen Kalenderstäben angeführter Festtag der heil. Apollonia. Die vorhandene Bildbezeichnung soll eine Zange darstellen, ein Hinweis auf das Marthrium der Heiligen, die in der auf dem Nehmtener Runenkalender gewählten Form kennzeichnend ist für die Kalenderzeichen Östergötlands, speziell des Stiftes Linköping[11].

⊣ / 15. II. Der ebenfalls nur auf schwedischen Runenstäben angegebene Tag des heil. Siegfried, Bischof von Wexiö. Als Bildzeichen ist die dabei übliche Axt angegeben.

⊢ / 22. II. Die auf allen Runenkalendern angegebene Stuhlfeier Petri. Als Bildzeichen des Tages ist der in seiner Form der Östgötländischen Bildtradition folgende Schlüssel, das allgemeine Heiligenzeichen des Petrus angegeben.

† / 24. II. Tag des Apostel Mathias, schwed. Matias Fiskie-lekar. Dementsprechend als Bildzeichen ein Fisch, der gewöhnlich einen Hecht darstellen soll, da in diesen Tagen der Hecht an sonnigen Uferstellen anzustehen beginnt[12].

III. März

⊣ / 7. III. Thomas von Aquin, schwed. Thomas in den fasten. Ein Bildzeichen für diesen Tag ist nicht beigefügt.

⊣ / 11. III. Ist als Festtag außer auf dem Nehmtener Runenstab nur noch auf dem Kästnerschen Stab angegeben. Nach dem für diesen Tag vorhandenen Zeichen, einem Zweig, ist der Tag als Festtag des heil. Gregor aufgefaßt, der aber kirchlicherseits erst am 12. III. gefeiert wird. Möglicherweise liegt dem Versehen die Nachwirkung eines Vigilienzeichens[13] am Vorabend des 12. III. zugrunde [14].

⊢ / 17. III. Tag der heil. Gertrud, Äbtissin des Klosters in Brabant. Das beigefügte Bildzeichen ist kaum zu erklären, wenn nicht angenommen wird, daß der Hersteller des Kalenders das übliche Bildzeichen dieses Tages, die Kapelle, nicht verstanden und irrtümlicherweise auf dem Kopfe stehend abgebildet hat. Ein Vergleich mit den Bildzeichen des 17. III. auf schwedischen Runenkalendern zeigt, daß diese Möglichkeit besteht, wenn eine östergötländische Bildüberlieferung angenommen wird.

⊢ / 21. III. Tag des heil. Benedikt von Nursia, Abt von Monte Casino, schwed. Bengtsdagen. Das zunächst schwer zu deutende Bildzeichen des Tages findet seine Erklärung durch Vergleich mit anderen Runenstäben und soll zweifellos die im Stifte Linköping zur Bezeichnung dieses Tages übliche Schlange, die in diesen Tagen aus dem Winterschlaf erwacht, darstellen[15].

† / 25. III. Das durch das bereits bekannte Symbol der Marienkrone gekennzeichnete Fest Mariä Verkündigung.

IV. April

⊣ / 4. IV. Tag des heil. Ambrosius, der ohne Tagessymbol angegeben ist.

⊣ / 14. IV. Tiburtius, schwed. Första sommardag, der entsprechend seiner Bedeutung als Sommersanfang durch einen Zweig mit nach oben gerichteten Ästen gekennzeichnet wird.

† / 25. IV. St. Markus, schwed. Gauk-marks, da an diesem Tage der Kuckuck zu rufen beginnt. Der als Bildzeichen eingekerbte Vogel soll dementsprechend einen Kuckuck darstellen[16].

V. Mai

† / 1. V. Philippus und Jacobus, schwed. Valborgsmässa. Das beigefügte Bildzeichen erinnert an die bereits erwähnten Marienkronen, ist jedoch hier wohl als eine Entstellung des an diesem Tage üblichen Zweiges anzusehen.

⊣ / 3. V. Tag der Auffindung des Kreuzes Christi. Als Kennzeichen des Festtages das allgemein übliche stehende Kreuz.

† / 18. V. Der besonders auf finnländischen und schwedischen Runenkalendern vermerkte Tag des heil. Erik, Schutzpatron von Upsala. Das beigegebene Bildzeichen ist zweifellos eine Darstellung der bereits mehrfach erwähnten Marienkrone. Die Verwendung des Zeichens für diesen Tag ist wohl nur durch ein Versehen zu erklären.

⊣ / 25. V. St. Urban. Als Attribut ein Samenkorn, da an diesem Tage die Einsaat des Sommergetreides beendet sein soll.

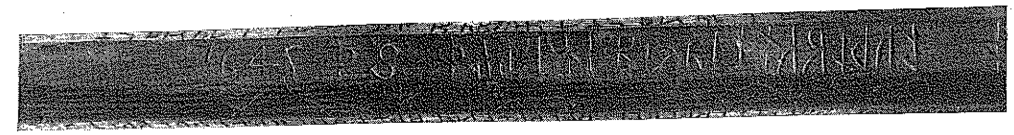


Abb. 3. Schluß des Rehmtener Runenstabes. 1641—1645 P S Pentadisches Zahlensystem von 19 bis 1. (Reichsschwedische Runentypen aus dem Kirchspiel Östergötland)

VI. Juni

† / 3. VI. Erasmus, Bischof von Antochia. Als Hinweis auf die nun notwendig werdende Zurichtung der Holzgeräte für die Heuernte ist das Bild eines sogenannten Treibelbohrers an diesem Tage eingekerbt.

16. VI. Wilhelm von Roeskilde, schwed. Vilhelmus, ein besonders in der dänischen Überlieferung hochangesehenes Fest. Das beigegebene Bildzeichen, ein doppelt durchkreuztes Quadrat, soll wohl ein aufgeschlagenes Buch, das als Attribut dieses Heiligen gilt, darstellen. In ähnlicher Form finden sich Buchdarstellungen auf den englischen Clog-Almanacks[17].

Die bis zum 30. VI. folgenden Zeichen sind vom 24.—30. VI. an zerstört.

VII. Juli

† / 2. VII. Heimsuchung Mariä, schwed. Maria besöker Elisabet. Als Bildzeichen die Marienkrone[18].

6. VII. Die Oktave des Festes Peter und Paul zur sunwenden. Als Attribut der bereits erwähnte Petersschlüssel. Da hier die Oktave des 29. VI. festlich begangen wird, muß auch der 29. VI. selber bezeichnet gewesen sein.

⊣ / 10. VII. Heil. Knut, schwed. Knut konungen, Knut IV. König von Dänemark, Schweden und Norwegen. Als Beinamen hat der Heilige die Bezeichnung Bonde- oder Leeknud. Als Bildzeichen ist dementsprechend eine Sense eingekerbt, die in ihrer Form kennzeichnend für die Kalenderzeichen des Stiftes Linköping ist.

⊣ / 13. VII. Tag der heil. Margaretha. Bedeutsam als Beginn der Hundstage, weshalb der Tag auch mit dem herkömmlich gebrauchten Bildzeichen eines Vierecks, des Hauses, versehen wurde. Schwed. en Fyrkant öre ett hus.

/15. VII. Fest der Apostelteilung. Als Attribut ist ein Dreisproß, ein für diesen Tag ganz ungewöhnliches Bildzeichen, beigegeben.

/17. VII. Der Tag ist ebenfalls durch einen Dreisproß gekennzeichnet, doch fehlt jede Erklärung, wenn nicht einfach ein Versehen angenommen werden kann. Am 17. d. M. zeigt auch keiner der auf Pergament geschriebenen Runenkalender einen Festtag.

† / 22. VII. Maria von Magdala. Als Attribut ist fälschlicherweise eine Marienkrone angegeben.

† / 25. VII. Jacob d. Ä. Als Bildzeichen ein Gefäß, das an dieser Stelle vielleicht aus dem norw. Sprichwort: Jacop pisser i humblen, als Zeichen des Heiligen entnommen sein könnte[19].

† / 29. VII. St. Olaf von Norwegen, schwed. Olofs mässa. Das beigefügte Bildzeichen ist als ein Beil zu deuten, das dem Heiligen als Stellvertreter Thors beigegeben wurde.

VIII. August

⊢ / 1. VIII. Petri Kettenfeier. Gekennzeichnet durch den Schlüssel, das allgemeine Amtszeichen des Apostels.

⊣ / 5. VIII. St. Dominicus. Der Tag ist ohne Bildzeichen angegeben.

† / 10. VIII. Tag des heil. Laurentius, gekennzeichnet durch das Bild des zur Folterung des Heiligen verwendeten Rostes. Die auf dem Rehmtener Runenkalender angewandte Form des Rostes ist kennzeichnend für die Bildüberlieferung Östergötlands, insbesondere des Stiftes Linköping[20].

† / 15. VIII. Maria Todestag, schwed. Marie himmelsfärd. Als Bildzeichen des Tages die Marienkrone.

⊣ / 19. VIII. St. Magnus, ein im besonderen reichsschwedischer Festtag, der hier ohne Bildzeichen angegeben ist.

† / 24. VIII. Tag des Bartholomäus. Das Bildzeichen des Tages ist durchaus ungewöhnlich und muß nach den drei Kreisen an den Eckpunkten eines Kreuzes ein Sonnenzeichen darstellen, das hier auf das Ende der Hundstage hindeuten könnte.

⊣ / 28. VIII. St. Augustin. Als Bildzeichen ein Rad, das als Sonnenzeichen für diesen Tag in einigen Fällen nachzuweisen ist[21].

IX. September

† / 1. IX. Tag des heil. Ägidius. Als Bildzeichen ein Zweig.

⊦ / 6. IX. Mariä Geburt, das sogenannte kleine Marienfest. Als Bildzeichen die bereits bekannte Marienkrone.

† / 14. IX. Der Tag der Kreuzerhöhung, der hier wie allgemein üblich durch ein Malkreuz gekennzeichnet wird.

† / 21. IX. Evangelist Matthäus, schwed. bocks Mats dag. Bock- oder Hengst-Matthäus, wonach auch das Bildzeichen des Tages gewählt worden ist, das hier anscheinend ein Pferd darstellen soll, da die sonst für das Bild des Bockes kennzeichnenden Hörner fehlen[22].

† / 29. IX. St. Michael. Das Bildzeichen ist die Posaune oder Lure, die als Attribut des Erzengels gilt.

X. Oktober

⊦ / 7. X. Das Fest der in Skandinavien hochangesehenen heil. Birgitta. Das Bildzeichen soll eine Kardätsche oder einen Wollkamm als Hinweis auf die nun beginnende Zeit der Wollaufbereitung darstellen[23].

⊣ / 14. X. Calixtus, schwed. Första vinterdag. Als Bildzeichen ist im Gegensatz zu dem am 14. IV. (Första sommerdag) eingekerbten Zweig mit nach oben gerichteten Ästen ein Zweig mit abwärts hängenden Ästen eingeschnitten.

† / 18. X. Tag des Evangelisten Lukas. Als Bildzeichen eigenartigerweise ein aufgerichtetes Kreuz.

⊣ / 21. X. Ursula und die 11 000 Jungfrauen. Das Bildzeichen soll anscheinend einen Zweig mit drei Seitenästen darstellen, wofür aber eine Erklärung nicht zu geben ist.

† / 28. X. Simon und Judas. Attribut ist ein entlaubter Baum als Hinweis auf die nun beginnende Zeit der Herbststürme, die das Laub von den Zweigen reißen.

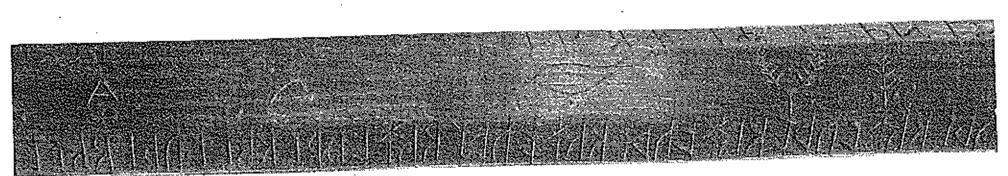


Abb. 4. Spalte 4 und 5 des Nehmtener Runenstabes. Spalte 4: 30. XI. Andreas († und A), 23. XI. Clemens (Anker), 11. XI. Martin († und Gans) 1. XI. Allerheiligen (Palme), 28. X. Erster Wintertag (entlaubter Baum und †). Spalte 5. Datenrunen vom 3. Dezember bis 23. Oktober.

XI. November

† / 1. XI. Allerheiligen. Als Bildzeichen zwei Palmwedel mit je acht Blättern als Hinweis auf die acht Seligkeiten.

† / 11. XI. St. Martinstag. Als herkömmliche Bildbezeichnung des Heiligen die Martinsgans[24].

⊢ 23. XI. Tag des heil. Clemens, Schutzpatron der Seefahrer. Abgeleitet vom Patronat des Heiligen ist der Tag durch einen Anker, der gleichzeitig Hinweis auf die Beendigung der Schiffahrt ist, gekennzeichnet[25].

⊢ / 25. XI. Katharina. Als Attribut ein Rad (Kreis), da die Heilige Schutzpatronin der Spinnerinnen ist. Gleichzeitig ein Hinweis auf die beginnende Spinnzeit[26].

† / 30. XI. Das besonders in Skandinavien hochangesehene Fest des Apostels Andreas. Das auf dem Nehmtener Runenstab zur Kennzeichnung des Tages benutzte große lateinische A ist ungewöhnlich, kann aber aus dem sonst üblichen griechischen Kreuz durch Mißverstehen entstanden sein.

XII. Dezember

† / 4. XII. St. Barbara. Ohne Attribut angegeben.

† / 6. XII. St. Nikolaus. Ohne Attribut angegeben.

† / 8. XII. Mariä Empfängnis. Ohne Attribut angegeben.

⊣ / 9. XII. St. Anna. Ein eigentlich durch eine Verwechselung mit dem Gedächtnistag des heil. Jojakim entstandenes Fest. Vielleicht hält das Bildzeichen des Nehmtener Runenkalenders, ein gefiederter Pfeil, das häufig als Umschreibung des membrum virile gilt, diese erstere Fassung des Tages fest.

⊣ / 13. XII. Lucienfest. Ohne Bildzeichen angegeben.

† / 21. XII. Das Fest des Apostel Thomas, an dem die Vorbereitungen für das Julfest begannen. Das eigenartige Bildzeichen ist wohl als eine sehr vereinfachte Darstellung einer Hand mit ausgestreckten Fingern als Hinweis auf den beginnenden Julfrieden anzusehen, die auf anderen Kalenderstäben in ausgeprägterer Form nachzuweisen ist.

Beginnend mit dem 25. XII. ist bis zum Jahresende jeder Tag als Festtag durch ein † bezeichnet gewesen. Außerdem sind über dem 25. und 26. XII. senkrechte Kerben zu er-

kennen. Der Stab ist hier jedoch soweit zerstört, daß nähere Einzelheiten nicht mehr genau festzustellen sind.

Es ergibt sich, daß der auf dem Nehmtener Runenkalender vorhandene Festtagskalender gleichzeitig ein bäuerlicher Arbeitskalender ist. Die Kennzeichnung der einzelnen Festtage beschränkt sich nicht auf die Verwendung der aus der kirchlichen Kunst, der Überlieferung der Heiligengeschichten und der volkstümlichen Bilddarstellung bekannten Heiligenabzeichen, sondern gibt ihnen Bildzeichen bei, die eine deutliche Beziehung auf die mit der Jahreszeit wechselnden notwendigsten Arbeiten der Landwirtschaft und ihrer Nebenberufe haben. Das Bild des Hechtes am 24. II., der Zweig am 14. IV., das Samenkorn am 25. V., die Sense am 10. VII., der Wollkamm am 7. X. und der Anker am 23. XI. sind in ihrer Beziehung zum Arbeitsleben ebenso deutlich wie noch eine ganze Reihe anderer, bereits erwähnter Bildzeichen. Jedoch ist im ganzen festzustellen, daß der auf dem Nehmtener Runenkalender enthaltene Arbeitskalender im Vergleich zu dem auf anderen Stäben nachzuweisenden verhältnismäßig begrenzt ist.

Als nunmehr noch verbleibende Frage wäre die Herkunft des Nehmtener Runenkalenders einer Untersuchung zu unterziehen. Lexow und Lithberg machten auf die Möglichkeit einer Herkunftsbestimmung bei unbezeichneten Runenstäben durch einen Vergleich von Form, Runenzeichen und Bildzeichen aufmerksam, der in der Folge von Mackensen und im korrigierenden Sinne von Svensson für bestimmte Exemplare durchgeführt worden ist[27].

Die äußere Form des Nehmtener Runenkalenders entspricht auf das genaueste der von Lithberg als „vandringsstav" bezeichneten Östergötländischen Form der Runenkalender, wobei allerdings zu beachten ist, daß diese Stäbe ihrer Länge wegen wohl kaum zum Wandern geeignet sind. Der Aufbau des Runenkalenders mit dem Beginn am 1. Januar und seiner Unterteilung in ein Sommerhalbjahr und ein Winterhalbjahr entspricht ebenso der Kalendertradition dieser Landschaft. Gleichzeitig macht diese Unterteilung die wegen der ehemaligen Zugehörigkeit Holsteins zu Dänemark naheliegende Vermutung, daß der Nehmtener Runenkalender ein von Dänemark eingeführtes Exemplar sei, unmöglich, da die dänischen Runenkalender sämtlich mit dem 25. Dezember beginnen. Die Zuordnung des Nehmtener Runenkalenders zur östergötländischen Kalendertradition wird weiterhin durch die Form der benutzten Zahlrunen und die Form der zur Bezeichnung der einzelnen Tage gebrauchten Runen wahrscheinlich gemacht, die ganz genau den späten Runenformen dieser Landschaft entsprechen. Darüber hinaus ermöglicht die Beobachtung, daß die einzelnen Stifte Schwedens eine ganz bestimmte Überlieferung in der Gestaltung der Bildzeichen mit kennzeichnenden Eigenarten und Unterschieden in der Ausformung einzelner für die Festtage benutzten Bildzeichen innehalten, eine noch weitergehende Herkunftsbestimmung des Runenkalenders.

Die zur Kennzeichnung des 9. II. verwendete eigenartige Zange ist in der auf dem Nehmtener Runenkalender abgebildeten Form kennzeichnend für die Kalenderbildüberlieferung des Stiftes Linköping. Das gleiche gilt auch von der für den 10. VII. als Bild-

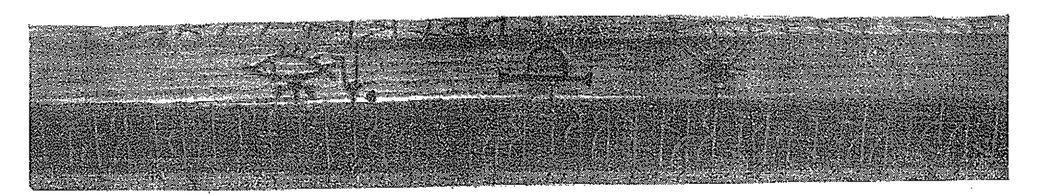


Abb. 5. Spalte 1 des Nehmtener Runenstabes. Marienkrone am 2. II., Zange am 9. II., Trompete am 15. II. Schlüssel am 22. II. Fisch am 24. II. (Fortsetzung zu Abb. 3)

zeichen benutzten Sense, die in gleicher Form nur noch auf den Stäben des Stiftes Linköping und insbesondere des Kirchspieles Svinhult wieder nachzuweisen ist. Erhärtet wird die Vermutung einer Herkunft aus dem Gebiet des genannten Stiftes noch durch die Übereinstimmung des für den 10. VIII. eingesetzten Bildzeichens, eines Rostes, mit den auf anderen Kalenderstäben des gleichen Stiftes für diesen Tag verwendeten Symbolen. Schließlich verweisen die Form der zur Kennzeichnung der Marienfeste üblichen Marienkrone, die Martinsgans und der Kuckuck am 25. IV. ebenfalls auf die Kalenderformen dieses Stiftes. Insgesamt ist nicht daran zu zweifeln, daß der Nehmtener Herrenstock ein reichsschwedischer Runenstabkalender aus der Kalenderüberlieferung des Stiftes Linköping ist, der durch irgendeinen Zufall während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges nach Ostholstein verschlagen worden ist.

---

[1] Verzeichnis der in Deutschland vorhandenen Runenkalender: E. Schnippel, Über einen merkwürdigen Runenstab. Schriften des Oldenburger Museums für Altertumskunde. Heft IV. Oldenburg 1883. Stalling.

[2] Runenstäbe anderer Ausführung sind beschrieben und abgebildet:
a) Fr. W. Pipping, Historiske Bidrag till Finnlands Calendariografi. Helsingfors 1858.
b) E. Schnippel, Über einen merkwürdigen Runenstab. Schriften des Oldenburger Vereins für Altertumskunde. Oldenburg 1883.
c) E. Schnippel, Die englischen Kalenderstäbe: Beiträge zur englischen Philologie. Heft V. Leipzig 1926.
d) N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel. Nordisk Kultur. Bd. Tidräkeningen. Stockholm 1934.
e) N. Lithberg, Runstaven, en ursvensk radgiväre. Fataburen 1932.
f) L. Mackensen, Der Rigaer Kalenderstab. Schriften des Herderinstituts zu Riga. Riga 1937.
g) S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Acta Ethnologica. Kopenhagen 1938.

[3] Ein Runenkalender anderer Art ist beschrieben bei L. Mackensen, Der Rigaer Kalenderstab. Riga 1937.

[4] Tabellen und Anleitungen bei: H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des Mittelalters. 3. Aufl. Hannover 1910. Seite 2b bis 3c, 131 ff.

[5] L. Ideler, Über das Alter der Runenkalender. Kleine Hist.-Phil. Reihe der Akademie der Wiss. Berlin 1829. Ders., Handbuch II, S. 373.

[6] N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel. Nordisk Kultur. Stockholm 1934. Seite 86.

[7] N. Beckmann, Isländsk och Skand. Tideräkning. Ebenda S. 8.

[8] E. Schnippel, Über einen merkwürdigen Runenkalender. Anlage D, Seite 95.

[9] Vgl. N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel, Fig. 18 auf S. 87. Ders., Runstaven, en ursvensk radgiväre, Seite 122.

[10] Eine Gegenüberstellung verschiedener Formen enthalten N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel, Fig. 8, 10, 11, 18, wo diese Kronen jeweils an den betreffenden Marientagen zu erkennen sind. Ebenso enthält der Aufsatz „Runstaven" desselben Verfassers in den Abb. 2, 3 und 5 verschiedene Formen der Marienkrone. Eine vollständige Entwicklungsreihe ist dargestellt in der Ur-Rhezelii Handschrift von 1630 der Königl. Schwedischen Bibliothek.

[11] Vgl. S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Acta Ethnologica. 1938/I; Abb. 7, 13, 14, 15, 16. Vgl. Zange am 9. II. in Fig. 18: N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel.

[12] Vgl. E. Schnippel, Über einen merkw. Runenstab. Anlage D, Seite 96 unter 24, 2 und W. Eckström, Die Fische in den Schären von Mörkö. Übers. Creplin. Berlin 1835. S. 83 ff.

[13] Nach katholischer Sitte begannen Festtage am Abend des vorhergehenden Tages und wurden vielfach kalendermäßig durch kreuzartige Zusatzzeichen mit einem oder mehreren Querbalken zum vorhergehenden Tage gekennzeichnet, die als Vigilienzeichen bezeichnet werden.

[14] G. Kästner, Beschreibung des runischen Kalenders, welcher sich auf der Leipziger Ratsbibliothek befindet. Sammlg. ausges. Stücke der Ges. d. freien Künste zu Leipzig. Teil III. Leipzig 1756.

[15] Die Abbildungen Fig. 2 u. 3 bei N. Lithberg, Runstaven, Fataburen 1931, S. 118/119, enthalten eine ausgezeichnete Gegenüberstellung der Uppländischen und der Östergötländischen Bildtradition für den 17. III, 21. III. und 25. III. Zu Bengtsdag: Ders., ebenda, S. 122.

[16] N. Lithberg, ebenda, S. 117, Fig. 1: Detalj av runkalender. Göken pa kvist a Markus 25. IV. Stab Nordiska Museet 175 015.

[17] E. Schnippel, Die engl. Kalenderstäbe. Abb. 1. Ashmolean Clog.

[18] Eine ausgezeichnete Zusammenstellung aller Bildzeichen und ihrer Entwicklungsformen vom 1.—31. Juli findet sich bei N. Lithberg: Kunstaven.

[19] Siehe: Finn Magnussen, Specimen Calendarii gentilis.

[20] Vgl. S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Abb. eines Runenkalenders aus dem Sprengel Svinhult.

[21] Stellt vielleicht eine Sonne auf Krücken dar nach der Redewendung: ... solem quasi consenescere. Vgl. E. Schnippel, Über einen Runenkalender. S. 102/29. 8.

[22] Vgl. N. Lithberg, Runstaven. Fig. 4.

[23] N. Lithberg, ebenda, S. 122.

[24] Vgl. N. Lithberg, Runstaven. Fig. 5.

[25] Ders., ebenda. S. 122.

[26] Vgl. Sprichwort: K. mit dem Rädel ist ein gar braves Mädel.

[27] Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel. Nordiske Museet 1934. E. Lexow, Primstavtegn och Helgendyrkelse. Norsk Folkekultur. Oslo 1924. S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Acta Ethnologica 1938/I.

Germanische „Eigenkirchen" in Ravensberg

Von W. Sauerländer

Über die Gründungs- und Frühzeit unserer Ravensberger Kirchen ist uns nicht gerade viel Wissenswertes überliefert worden. Die Kirchengeschichte unserer Heimat selber weiß jedenfalls so gut wie nichts darüber zu berichten. Und doch reichen die wenigen urkundlichen und sonstigen gelegentlichen Nachrichten unserer Archive gerade aus, um über einen bisher wohl kaum erkannten unmittelbaren Zusammenhang unserer ältesten Kirchen mit einer gemeingermanischen Einrichtung eben jener „Eigenkirche" urgermanischer Herkunft wichtige Aufschlüsse zu geben.

Daß die Religion unseren sächsischen Vorfahren Stammes- und Volkssache war, daß sie auch auf diesem Gebiet genossenschaftlich-obrigkeitlich dachten, geht aus allen Zeugnissen, die wir darüber haben, einwandfrei hervor. Wie über den Glaubenswechsel noch in der Reformationszeit die Obrigkeit entschied, so in den ältesten Zeiten der Fürst, das Stammes- und Heereshaupt, dem dann die Genossen einfach folgten. Aus diesem Gefolgschaftsdenken erklärt sich auch der in der nordisch-germanischen Religion bezeugte Brauch der „Eigentempel", den die arianischen Germanen, die Goten und die Langobarden so gut hatten, wie später die römisch-katholischen Franken. Und wenn wir noch im späten Mittelalter Burg und Hofkapellen finden, mit eigenen Geistlichen und Kaplänen, so haben wir darin die unmittelbare Fortsetzung dieses altgermanischen Brauches zu sehen, nach dem der Grundherr das Recht hatte, auf seinem Grund und Boden eine Kirche zu erbauen, die er unterhält und von der er die Einkünfte einheimst. In christlicher Zeit darf er allerdings den Gottesdienst nicht mehr selber ausüben, wohl aber kann er ihn durch einen Priester halten lassen, den er selbst dazu bestellt.

Die germanische Kirche wird eben, wie Freiherr von Soden, Marburg, ausführt, „von oben gebaut". Die gesamte Kirchenhochzeit ist nach ihm „ein Stück der Volks- und Gebietshoheit, der Grundherrschaft". Sie ist Eigenkirche, d. h. sie steht im Eigentum des Grundherrn.

Ulrich Stutz, der gründliche Erforscher dieser altgermanischen Einrichtung hat nun, fußend auf den Rechtsverhältnissen der Kirche des Mittelalters, nachgewiesen, daß sie auf ältesten germanischen, ja urgermanischen Brauch zurückgeht. Er vermutet ihre Wurzel im Hauspriestertum, das nach den Ergebnissen der Sprach- und der Religionsvergleichung schon der arische Hausvater über die Seinigen hatte, und das nach Kap. 10 der Germania des Tacitus auch die Germanen kannten. Daraus hätten sich dann wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Seßhaftwerden der germanischen Stämme, die Eigentempel gebildet. Denn als die Hausgemeinde des einen oder anderen wohlhabenderen Germanen zu groß wurde, um weiterhin bequem in der Halle des Hauses versammelt werden zu können, und als auswärtige Einflüsse die Germanen auf den Gedanken brachte, der Gottheit eigene Behausungen zu bauen, da entstanden auf den grö-

ßeren germanischen Gehöften Hoftempel, zu denen sich dann auch die eigene Tempel entbehrenden, weniger begüterten Nachbarn hielten. Die isländische Entwicklung dieser Tempel, eng verbunden mit dem sogenannten Godentum, dürfte aus den Sagas bekannt sein. Haupt dieser Tempelgemeinde war jetzt der Tempelbesitzer, wie es ehedem der Hausherr kraft seiner hausherrlichen Gewalt, der Mund, für seinen Bereich gewesen war. Dies ausgesprochen herrschaftliche Gepräge blieb bestehen und sicherte dem Gebilde die Zukunft, besonders nachdem es sich in fränkischer und nachfränkischer Zeit mit der werdenden Großgrundherrschaft und dem allmählich sich anbahnenden Feudalismus aufs engste verbündet hatte (so U. Stutz).

Es wäre ein Wunder, wenn in einem solchen Kernland unseres germanischen Volkstums, wie es das ravensbergische Gebiet ist, diese Einrichtung nicht sicher nachzuweisen wäre. Schon vor etwa zwanzig Jahren hat daher auch Herm. Jellinghaus die Vermutung ausgesprochen, daß wir in unseren ältesten Kirchen solche Eigenkirchen vor uns haben. In einem Aufsatz der „Ravensberger Blätter" macht er gleich eine Reihe solcher namhaft. Als wahrscheinliche Eigenkirchen nennt er: Kirchlengern (denen von Quernheim gehörig), Enger (Wittekind), Hiddenhausen (fränkisches Schutzheiligtum St. Gangolf), Quernheim, Isselhorst und Rödinghausen. Als sicherer bezeichnet er: Werther, Wallenbrück, Borgholzhausen und Spenge. Alle diese Kirchen standen auf dem Grund und Boden des größten und ersten Grundherrn der betreffenden Ortschaften, des Meiers, oder des benachbarten Adeligen, der in dessen Rechte eingetreten war.

Von Wallenbrück wissen wir nun bestimmt, daß seine Kirche, wohl die älteste in Ravensberg überhaupt, ursprünglich auf dem Edel- oder Meierhof dort gegründet worden ist. Im Jahre 1096 wird sie von der Familie dieses Hofes an den Osnabrücker Bischof, zu dessen Sprengel sie gehört, abgetreten. Die Kirchenbücher berichten darüber hinaus, daß sie etwa 800 n. Chr. gestiftet worden sei. Auch für Spenge scheint ähnliches vorzuliegen, jedenfalls ist der Zusammenhang der Kirche mit der Grundbesitzerfamilie der edlen Herren de Speinha wahrscheinlich. (Dies nach Griese: Wallenbrück und Spenge.)

Von Werther und Borgholzhausen läßt sich nur vermuten, daß wir es hier mit Eigenkirchen zu tun haben, da beide auf herrschaftlichem Grund und Boden gebaut sind. Auch für Heepen scheint das zuzutreffen (Griese). Sicher aber ist die Kapelle des Meierhofes „zur Kapellen" in Winkelshütten bei Borgholzhausen eine der ältesten und bedeutendsten Eigenkirchen unseres Landes gewesen. Schon die Urkunde aus dem Jahre 1317, aus der wir über die Stiftung eines Altars „in capella beati Georgii in villa Winkelseten" näheres erfahren, weist auf ein hohes Alter dieses Gotteshauses hin. Dazu berichtet die „Kurzgefaßte Borgholzhausische Kirchenhistorie" des Pastors Clamor Löning von 1726, „daß von alten Zeiten her an diesem Orte der rechte Stapel geistlicher Sachen gewesen ist; wie denn auch die meisten Religionsbewegungen sich daselbst jederzeit am allerersten geäußert haben". Schließlich berichtet der ravensbergische Amtsschreiber Wolf Alemann im 2. Bande seiner „Ravensbergischen Merkwürdigkeiten" aus dem Jahre 1690: „daß sie eher als die Borgholzhausische Kirche gewesen, gebauet und der Gottesdienst daselbst verrichtet sei. Hernach aber, wie die Leute zu Borgholzhausen Häuser zu bauen angefangen, die Kirche ohne Chor gebauet, der Gottesdienst nebst der annoch hierselbst vorhandenen also genannten Pingelglocken, anhero gelegt und gebracht; sed quo anno nescitur" (aber in welchem Jahre, weiß man nicht).

Diese Pingelklocken ist noch heute vorhanden, es ist die älteste, dem St. Georg gewidmete. Ihren Titel als Eigenkirche beweist die Kapelle mit unbedingter Sicherheit aus dem bis ins 19. Jahrhundert geübten Patronatsrecht der Meier an der Rechtsnachfolgerin, der Kirche zu Borgholzhausen. Auch das damit verbundene Amt der „Templierer" verbürgt diesen Ruf.

Nun ist diese Kapelle auf dem Meierhofe zur Kapellen nicht die einzige ihrer Art in unserem Gebiet, wenn sie auch wohl als die älteste angesehen werden muß. Der obenerwähnte Alemann weiß allein im Bezirk von Borgholzhausen bis Bielefeld deren neun aufzuzählen, von denen allen heute wohl kaum noch Spuren vorhanden sind. Es sind die Gotteshäuser auf den Meierhöfen zu Sellhausen, Ubbedissen, Bentrup (Brönninghausen), Hartlage, Uhrentrup (Mönkehof), Gottesberge, Niederwittler, die Antonii-Klus (zwischen Werther und Halle) und die Margarethen-Klus auf Middeweges Hofe in der Bauernschaft Cleve. Ob die Dornberger Wehrhäuser auf den Höfen Niederbeckmann, Wendischhoff und Meier zu Hoberge, die 1690 noch bestehen, und die in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges dazu gedient haben, „wider die Mausepartezen, die Strässer und Kneveler" als Schutz zu dienen, dazuzurechnen sind, ist zweifelhaft, wenn auch zwischen Wehr- und Kulthäusern häufig ein natürlicher Materialzusammenhang besteht.

Die ungewöhnlich große Häufung solcher Kapellen auf so engem Raum ist nun so auffallend, daß es sich wohl verlohnt, die Frage nach Herkunft und Sinn dieses offenbaren meierlichen Eigenkirchenrechtes aufzuwerfen. Denn noch 1691 kommt der Meier zu Bentrup (Brönninghausen) um die Erlaubnis ein, seine Kapelle, von der nur noch die „rudera" stehen, wieder aufzubauen. Schon im nächsten Jahre hat er sein uraltes Hofrecht ausüben dürfen. Die besten Erforscher unserer heimischen Geschichte, wie Jellinghaus, Philippi u. a., halten die Meierhöfe für die ältesten Ansiedlungen innerhalb ihrer Ortschaften. Es waren die Höfe der Dorfgründer; mochte es sich nun um Sippen- oder Genossendörfer handeln" (Jell.). Sie lehnen die Ansicht, daß diese Höfe aus militärischen oder Verwaltungsgründen aus der Dorfgemeinde herausgesondert seien, ab, da kein positives geschichtliches Zeugnis dafür vorhanden sei. Wahrscheinlicher sei es, daß diese in fränkischer Zeit, allerdings nach fränkischem Meierrecht besetzten Höfe, längst vorhanden waren, als Sachsen von den Franken erobert wurde. Auf den Eigentümern dieser Gründerhöfe habe dann auch wohl das germanische Priestertum geruht (Jell.).

Dies germanische Priestertum ist nun der Rechtsvorgänger des späteren Patronatsrechts der Meier und der adeligen Grundherren. Zusammen mit dem Standortsnachweis für diese ältesten Kirchen eben auf dem Grund und Boden dieser Herren dürfte es Beweis genug sein, daß wir hier sicheren Zusammenhang mit dem altgermanischen Eigenkirchenrecht vorliegen haben. An den großen Gemeinde- und Dorfkirchen ist das Patronatsrecht der Grundherren sicher genug nachzuweisen. Ebenso für Meier zu Kapellen. Was für die anderen angeführten Höfe noch aus den Akten, aus mündlicher Überlieferung, aus Urbarien und Kirchenbüchern für diese Zusammenhänge herausgeholt werden kann, ist noch nicht zu übersehen. Für Sellhausen z. B. ist beim Fehlen jeglicher Gebäudespuren doch die geistliche Vergangenheit und damit die Wahrscheinlichkeit einer Eigenkapelle (die Alemann als sicher bezeugt!) allein aus mündlicher Überlieferung ziemlich sicher. Noch die heutigen Besitzer wissen von einem „Kloster", das dort gestanden haben soll und kennen auch noch den „hilligen Weg", den die Paderborner Mönche früher begangen hätten. Hinzu kommt, daß in der vita Marswidis, dem Leben der Gründerin des Schildeschen Stiftes, der Hof beim Transport der Gebeine des heiligen Johannes nach Schildesche eine bedeutende Rolle spielt. Die Gebeine bleiben dort längere Zeit zur öffentlichen Verehrung ausgestellt.

Mit allen diesen Nachrichten über unser ältestes heimatliches Kirchwesen, die in diesem Rahmen nur Bruchstücke sein können, glauben wir auf einen Zusammenhang hingewiesen zu haben, der für die Erkenntnis dieser ältesten kirchlichen Zeit nicht unwichtig sein dürfte. Auch in anderer Hinsicht scheint uns eine Erinnerung an dies eigentümlich deutsche Kirchenwesen nicht unwichtig zu sein. Das ist die enge Verbindung mit dem Staat, der „Obrigkeit" Luthers, die ihn eignete. Seine hohe Blütezeit hat es im Mittel-

alter gehabt, eine Blüte, die damals fast zu einer deutschen romfreien Nationalkirche geführt hätte. Die Entwicklung des Kaisertums führte dazu, daß der Kaiser der Herr seiner Eigenkirche wurde in gleicher Art, wie der Meier der Herr seiner Hofkapelle war. Damit war ihm das Recht der Stellenbesetzung gegeben. Nach dem Gesagten ist es wohl nicht zufällig, daß diese Entwicklung ihren Höhepunkt gerade unter den Kaisern unseres sächsischen Stammes erlebte, bei denen Reich und Kirche zu einer machtvollen Einheit zusammenschmolzen. — Der Investiturstreit mit seiner für das Reich tragischen Entwicklung hat die freie Weiterbildung zur deutschen Reichskirche verhindert.



Lichterbäume in der Nordmark

Die Schleswig-Holsteinische Landesbrandkasse in Kiel, Anstalt des öffentlichen Rechts, betreibt die Brandschadenverhütung mit besonderem Nachdruck nun schon über dreizehn Jahre. Jeder Brandschaden, ganz gleich in welcher Höhe, bedeutet immer einen Verlust am deutschen Volksvermögen und muß, wo immer nur möglich, im Interesse unserer Volkswirtschaft vermieden werden. Die Brandkatastrophenjahre 1924/25 zwangen die Landesbrandkasse gebieterisch, alle Maßnahmen, auch solche unbequemer Art, die in Notzeiten aber hingenommen werden müssen, zu ergreifen, die in sofortiger Anwendung eine Verminderung der Brandfälle erwarten ließen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben.

Eine dieser Maßnahmen, die von vornherein als ständige Einrichtung gedacht war, war der planmäßige Aufbau einer „Lehrmittelanstalt für Brandverhütung und Brandbekämpfung“, kurz „Brandschutzmuseum“ genannt.

Schon einige Jahre nach Eröffnung des Museums ergab sich die Notwendigkeit, eine Abteilung zu schaffen, die die Aufgabe haben sollte, den Teilnehmern an unseren Ausbildungslehrgängen eine Abwechslung im Lehrbetrieb zu verschaffen. Denn nicht so sehr für den täglichen laufenden Besuch ist das Brandschutzmuseum geschaffen worden, sondern in erster Linie dienen seine Lehrgegenstände — sie sind inzwischen auf mehrere tausend angewachsen — dem technischen Unterricht in regelrechten Lehrgängen, die sich bisweilen über eine ganze Woche erstrecken. In diesen Lehrgängen werden einschlägige Berufe nach einem bestimmten Plan fortgebildet und in der Brandverhütung geschult. Es lag nahe, in der gedachten Sonderabteilung des „Feuer“ geschichtlich und volkskundlich darzustellen als:

„Feuer und Licht
im Glauben und Brauch.“

Wohl erstmalig in einem deutschen Museum ist in dieser Sondergruppe nun versucht worden, das Motiv „Feuer“ gegenständlich aufzuzeigen. Gegen 600 Gegenstände geben schon heute einen umfassenden Einblick. Annähernd 100 Gegenstände entfallen allein auf eine Gruppe:

„Feuer und Licht
in der Weihnachtszeit.“

Wenn man bei der von uns geübten Darstellungsart und Arbeitsweise, den Blick auf nur ein ganz bestimmtes volkskundliches Motiv zu richten und die Möglichkeit gründlicher Bearbeitung hat, dann macht man gelegentlich auch heute noch „Entdeckungen“. Von solchen soll hier kurz berichtet werden, sie betreffen die „Lichterbäume“ von Röm (Bild 1) und den „Baum“ aus Meldorf in Holstein (Bild 2).

Der Lichterbaum von Röm ist in seiner feingliedrigen Form und Herrichtung das köstlichste Stück unserer ganzen Sammlung. Das Gestell ist ein Garnwickler, eine Garnhaspel, in Süddeutschland auch Wiehe genannt, das bekanntlich zu jedem Spinnrad gehört. Es stammt aus dem Jahre 1892 aus dem kleinen Ort Toftum auf Röm, der nördlichsten der Nordfriesischen Inseln. Mein Gewährsmann, der in den neunziger Jahren dort Lehrer war, kennt diesen Baum aus seinem Elternhause. Nur dadurch, daß auf den Nordfriesischen Inseln der Garnwickler sich horizontal bewegt, entgegen der vertikalen Anordnung auf dem Festlande, ergab sich die Möglichkeit seiner Verwendung für diesen Zweck. Es handelt sich nicht um ein Einzelvorkommen: die Möglichkeit, einen Lichterbaum in solcher Form herzustellen, wurde viel genutzt, und sie bestand in vielen Familien; denn auf Röm wurden und werden noch heute viele Schafe gehalten, infolgedessen wurde auch viel gesponnen und gewebt. Das Gestell für den Baum war also überall vorhanden.

In der Reihe unserer Nordfriesischen Lichterbäume (Amrum, Föhr) bildet der Baum von Röm einen schönen Abschluß.



Abb. 1. „Lichterbaum“ von Röm

Das Gestell ist vom Tisch bis zur Knäuelschale 48 Zentimeter hoch, der Durchmesser beträgt 57 Zentimeter. Die feinen Leisten sind in ihrer Anordnung dem Gestell eines Regenschirmes ganz ähnlich und wie dieses verstellbar. Bebunden wurden sie meist mit Buchsbaum, bisweilen wohl auch mit Efeu. Der „Behang" besteht aus roten Äpfeln, Glaskugeln, vergoldeten Walnüssen und einigen getrockneten Pflaumen; je weiter man nach Norden kommt, wird weniger „versilbert", gern aber „vergoldet"! Die Kerzen stekken in Haltern, die in den Schnittpunkten zweier Leisten nur lose übergehängt sind, durch das Gewicht von zwei verzierten Bleikugeln am unteren Ende zweier Drahtschenkel stehen die Kerzen immer schön aufrecht. Zuweilen waren die Kugeln auch als Stern oder Engel ausgebildet; die siebte Kerze, meist etwas stärker als die übrigen, steht, durch Eintröpfeln von etwas Kerzenstoff befestigt, in der Knäuelschale. Einen besonderen Reiz besitzt der so hergerichtete Baum dadurch noch, daß er um seinen „Stamm" d r e h b a r bleibt.

Man kann es wohl verstehen, daß die einsamen Inselbewohner einen solchen Baum mit dem immerwährenden Grün und der lebenden Flamme mit großer Liebe und Sorgfalt herstellen. Heute wird zur Weihnachtszeit auch auf Röm der „lebende" Baum verwendet.

Bild 2 zeigt den „Lichterbaum" aus M e l d o r f i n H o l s t e i n. Das Gestell dieses Baumes befand sich jahrelang, wenig beachtet, im Magazin des Heimatmuseums in Holstein. Es stammt aus der Zeit um 1880 und wurde jahrelang in einer Meldorfer Arztfamilie zur Weihnachtszeit immer wieder hervorgeholt und geschmückt. Es handelt sich um einen „Einzelgänger", der aber trotzdem, auch volkskundlich gesehen, nicht weniger bedeutsam ist als der Baum von Röm. Man könnte das Gestell im ungeschmückten Zustande für einen Kleiderständer halten. Die volle Höhe beträgt 1,70 Meter, der größte Durchmesser 85 Zentimeter, oberer kleinster Durchmesser 30 Zentimeter. Die „Zweige", jeweils in sich etwas nach oben gebogen, sind in fünf Stockwerken mit etwas ungleichem Abstand in Kreuzform und auf Lücken folgend in den Stamm eingesetzt. Am äußeren Ende eines jeden „Zweiges" ist in einer kleinen Bohrung eine Kerze eingesetzt, so daß sich einschließlich einer solchen auf der Spitze des Baumes, 21 Kerzen anbringen lassen. Die „Zweige" sind schön voll mit Buchsbaum bebunden. Der weitere Schmuck besteht aus einer Anzahl möglichst kleiner roter Äpfel, aus „silbernen" Glaskugeln und „versilberten" Walnüssen. Die seit 1878 von Lauscha i. Thür. aus in den Handel gebrachten Glaskugeln fanden auch in Schleswig-Holstein schon früh Verbreitung. Dazu „Weihnachtskuchen" in besonderen Formen, meist im eigenen Haushalt gebacken und bunt bemalt, eine Art, die ehemals in Schleswig-Holstein allgemein ein schöner Brauch war. Sehr beliebt waren Formen wie das Menschenpaar, Fisch, Hahn, Mühle, Eber, Pferd, Rind, Schiff und Uhr. Und den letzten Schmuck erhielt der Baum durch Überhängen selbstgefertigter bunter, feiner Papierkettchen.

Abb. 2. „Lichterbaum" aus Meldorf in Holstein

Das Lichtbild zeigt, wie auch dieser „Lichterbaum" von eigenartigem Reiz ist und seinem Besitzer den „lebenden" Baum wohl ganz ersetzen konnte.

Museumsleiter John Freese, Kiel,
(Landesbrandkasse).

Der Lichterbaum bei den Ostjaken. Der heilige Baum der Ostjaken ist die B i r k e. Nach dem Opfer hängen die Opfernden die Tierhäute an die Äste eines Baumes. Im Walde und in der Nähe der Siedlung sucht man eine besonders große und alte Birke aus, unter der dann ständig geopfert wird. Beim Opfer steckt jeder ein Stäbchen an die Wurzeln des Baumes und zeichnet mit dem Messer seine H a u s m a r k e ein oder sie wird in die kleinen Äste eingraviert. Alljährlich im Mittsommer wird die Birke mit Tüchern geschmückt. Auf den großen Ästen zündet man K e r z e n an. Der größte Ast erhält eine Fackel, die aus 15 bis 20 Wachsstöcken in Spiralform zusammengestellt ist.

Während des Opfers essen die Schamanen einen giftigen Pilz, wodurch sie in Ekstase geraten. Nach dem Opfer wird um den Baum getanzt. (Vgl. Georgij Startzev, Ostjaki. Leningrad 1928. S. 67—88.)

Y. v. Grönhagen.

A n m e r k u n g. Diese wichtige Mitteilung beweist, daß der Lichterbaum, wie der Kultbaum überhaupt, an a l l e n Jahresfesten im Brauchtum vorkommt, wie es O. Huth in seinem Buche über den Lichterbaum dargestellt hat. Das Aufhängen der Tierhäute an den Ästen des Kultbaumes ist als germanischer Brauch bei den Langobarden bezeugt; es gehört in die Reihe der bis heute erhaltenen Wodansopfer (vgl. dazu Germanien 1936, S. 387ff.). Ganz besonders wichtig ist das Einritzen der „Hausmarken" in der Rinde oder auf den Zweigen des Baumes; dieser kennzeichnet sich dadurch als der „Meßbaum" (mjötvidr), über den Herman Wirth in der „Heiligen Urschrift der Menschheit" grundlegende Untersuchungen angestellt hat. Pl.

Zu den „Drei Schwestern". In Leuven in Brabant gibt es eine Erzählung von den drei Schwestern, die besagt:

In Leuven befinden sich drei Gräber, in denen drei Schwestern ruhen. Vor den Gräbern entspringen drei klare Quellen, zu denen das Volk zu wallfahrten pflegt, besonders Frauen, die hier Heilung von ihren Leiden suchen. Um den Ausgang der Krankheit zu erfahren, nehmen die Frauen ihre Mütze und legen sie auf das Wasser. Sinkt die gebügelte „Kornette", so ist keine Heilung zu erhoffen, schwimmt sie oben, so ist das Leiden heilbar. Während des Abwärtsschwimmens der Mütze soll man beten und dabei eine erbettelte Nadel, einen erbettelten Faden oder ein wenig Korn in der Hand halten.

Korn, Nadel und Faden lassen an die drei Nornen denken. Diese alten Schicksalsgöttinnen erscheinen hier unter dem Namen der „Drei Schwestern" oder der „Drei Marieken". Ähnliche Überlieferungen von den drei Schwestern gibt es zu Brustem, Rijkel und Zepperen in Südbrabant. Auch in Lüttich gibt es die drei Marien, die in drei Bäumen bei dem Dreiborn wohnen. Dieser Dreiborn erinnert vielleicht an den Urdbrunnen der Vorzeit.

Marcel Van de Velde, Amsterdam.

Nicht irgendwelchen Einwanderern oder irgendeinem Völkergemisch haben die Germanen ihren Ursprung zu verdanken; auf dem Boden, den wir bewohnen und der unser Sitz ist, haben wir unsern Ursprung zu suchen. Heinrich Bebel, 1509



Herman Hirt †, **Die Hauptprobleme der indogermanischen Sprachwissenschaft.** Herausgegeben und bearbeitet von Helmut Arntz (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B. Ergänzungsreihe Nr. 4). X und 226 Seiten. Max Niemeyer Verlag Halle/Saale 1939.

Wer dieses Buch mit aufmerksamem Sinn gelesen hat, der wird erstaunt feststellen, welch sonderbare Wirkung hier eine falsch aufgefaßte Anhänglichkeit an den (1936) verstorbenen Lehrer und allzu geschäftige Rührigkeit eines Schülers zustande gebracht haben. Denn dem Andenken des namhaften Indogermanisten und Germanisten Herman Hirt ist mit dieser Herausgabe eines in der Hauptsache „alten Kollegheftes" ein schlechter Dienst erwiesen. Es sind nämlich weder in den vier Hauptabschnitten — zu denen noch eine „Schlußvorlesung" und ein „Rückblick" treten — alle Hauptprobleme der indogermanischen Sprach- und Altertumswissenschaft behandelt — wie der vom Herausgeber gewählte anspruchsvolle Titel vorgibt —, noch sind die Hauptprobleme, soweit sie dargestellt wurden, als wirkliche Probleme behandelt. So erhält, um nur diese zwei Beispiele herauszuheben, der Leser beim Durcharbeiten der Abschnitte „Die etymologische Forschung und die Lautgesetze" oder „Der indogermanische Ablaut" nicht die mindeste Vorstellung von der lebhaften und schöpferischen Tätigkeit, die gerade auf diesen beiden Feldern die neueste Forschung entfaltet hat; statt dessen wird er mit den oft mehr eigensinnigen als eigenwilligen Gedankengängen H. Hirts bekannt gemacht, die dem Fachmann aus soundso vielen Veröffentlichungen dieses Gelehrten — und oft aus den gleichen, immer wieder vorgeführten Beispielreihen und flachen Begründungen — längst geläufig sind. Der Herausgeber äußert sich z. B. aus Anlaß eines Gegenstandes folgendermaßen: „Im letzten Hauptabschnitt wäre Hirt wohl ausführlicher geworden, als diese Kapitel nun sind. Aber Idg. Gr. VI und VII sind erst vor so kurzer Zeit erschienen, daß ich nirgendwo neue, zusätzliche Erkenntnisse angedeutet fand" (S. V unten und f.). Darauf ist zu sagen, daß in einer Zeit, wo gerade wissenschaftliche Bücher erheblichen geldlichen Aufwand erfordern, diese Verlagsnummer ruhig unveröffentlicht hätte bleiben können. Auf jeden Fall reichen „Die Hauptprobleme der indogermanischen Sprachwissenschaft", weder was die tiefe Durchdringung noch die gründliche Darstellung noch die umfassende Würdigung des Stoffes anlangt, an ein ähnliches Buch mit einem ähnlichen (Zufall?) Titel heran: an Fritz Bechtels bedeutendes Werk „Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher" (Göttingen 1892).

Walther Wüst.

Otto Urbach, **Das Reich des Aberglaubens.** Siemens-Verlags-Ges., Bad Homburg 1938. 1,75 RM.

Der Aberglaube herrscht auch heute noch in mancherlei Formen in weitesten Schichten. Die Schrift will gegen ihn geistig und seelisch wetterfest machen. Sie ist klar und allgemeinverständlich geschrieben. Das Urteil des Verfassers ist besonnen. Was er zum Beispiel über Couéismus, Psychoanalyse, pazifistische Humanitätsbewegung, Spiritismus und Okkultismus ausführt, läßt sich durchaus hören.

Das Buch ist geteilt in fünf Hauptabschnitte: 1. Was ist Aberglaube? 2. Formen des Aberglaubens. 3. Wahrsagen. 4. Zauberei. 5. Geheimwissen.

Bei der gedrängten Zusammenfassung des Riesenstoffes ist manches natürlich nur knapp behandelt, was ein etwas ausführlicheres Eingehen erwünscht gemacht hätte. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der echte, verwurzelte Volksglaube mit seinem schönen, ehrwürdigen Brauchtum nicht mit dem Aberglauben verwechselt oder zu ihm gerechnet werden darf. Er bezeichnet als entscheidend bei solchen Fällen, ob ihnen das seelische Moment der Daseinsangst oder der Existenzialfeigheit zugrunde liegt. Das Zurückführen auf die ersten Wurzeln hätte sich aber auch sonst verlohnt. Daß die römischen Auguren ihr Treiben in späterer Zeit selber nicht mehr ernst nahmen, hindert zum Beispiel nicht, daß dem Brauch der Beobachtung des Vogelfluges ursprünglich ein guter Sinn zugrunde gelegen hat. Darré hat mit Fug und Recht bemerkt, daß das Kommen und Gehen der Zug- und Strichvögel den indogermanischen und germanischen Bauern wesentliche Folgerungen ermöglicht hat. Urbach prägt bei der Besprechung der Vorzeichen den treffenden Satz: „Sie waren einmal sinnvoll im Zusammenhange einer Gesamtweltanschauung; sie sind sinnlos geworden, weil diese Weltanschauung nicht mehr gültig ist." Wenn er dann davon spricht, daß das Pferd den Germanen als ein den Göttern, namentlich Wodan, wohlgefälliges Tier galt, so hätte er seinen Hinweis an anderer Stelle, daß das Wahrnehmungsvermögen vieler Tiere andere Grenzen für Auge und Ohr hat als das des Menschen, auch auf die Tacitusstelle anwenden können, nach der die Germanen die Rosse als „Vertraute" der göttlichen Mächte ansahen — offenbar doch wohl, weil Beobachtungen ihnen dazu Grund gegeben hatten.

Daß so mancher Aberglauben aus dem Süden zu den Germanen gedrungen ist, sagt der Verfasser mit Recht. Daß die Zauberei bei den Nordgermanen von den Lappen und Finnen her stark beeinflußt worden ist, hätte sich verlohnt zu erwähnen, ebenso, den Zusammenhang zwischen Rasse und Aberglauben zu betonen. Neckel hat einmal geschrieben, daß der Germane keine Dämonenangst gekannt, sondern mit gelassener Ruhe dem Leben ins Auge gesehen habe. Wenn Ariovist seine Schlacht gegen Cäsar vor dem Neumond schlug, wenn manche Hessen nach dem Leben des Bonifaz von Weissagungen usw. nichts hielten, wenn viele Nordgermanen sich nur auf ihre eigene Macht und Stärke verließen, so ist diese Freiheit des Geistes doch wohl nordrassisch bedingt gewesen.

E. Weber.

Leo Frobenius, **Schicksalskunde.** Schriften zur Kulturkunde von Leo Frobenius. Band V. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1938. 211 S. 8°.

In der „Schicksalskunde", die hier in zweiter Auflage vorgelegt wird, hat Frobenius versucht, die theoretischen Anschauungen seiner letzten Jahre in geschlossener Form vorzulegen. Da erfahrungsgemäß es Außenstehenden schwerfällt, das proteusartige Gebilde dieser Anschauungen und Grundsätze zu erfassen, darf das Buch erhöhte Aufmerksamkeit beanspruchen. Man findet in der Tat alle entscheidenden Fragen des Frobeniusschen Systems behandelt. Teilweise geschieht das in Rückgriff auf frühere Darstellungen, teilweise in neuer und überaus origineller Weise. Beziehungen zu Gegenwartsfragen werden überall aufgenommen, oft in leidenschaftlicher Parteinahme erörtert.

Bei der Neuherausgabe wurde leider versäumt, die nicht wenigen Unklarheiten der Erstfassung einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen. Es wird manchem Leser nicht ganz leicht gelingen, sich in den Gedankengang etwa der Abschnitte über Raum und Zeit wirklich einzuarbeiten. So ist es, nachdem der Meister selbst zu einer vollkommen gelungenen Selbstdarstellung nicht mehr gelangt ist, den Schülern überlassen, das herauszuarbeiten, was von Frobenius' Gedankenwelt Anspruch auf Dauer erheben kann. Es bleibt zu hoffen, daß sie diese vordringlichste Aufgabe erkennen und die Ergebnisse ihrer ordnenden und scheidenden Arbeit bald vorlegen mögen.

E. T.

Edmund Mudrak, **Die deutsche Heldensage.** Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung, Berlin. VII. Band des Jahrbuchs für historische Volkskunde. 354 Seiten 4°. In Leinenband 12,50 RM.

Mudrak gibt in diesem Buche einen stofflichen Aufriß der bekannten großen Sagenkreise um Ermanarich, Dietrich von Bern und seine Gesellen, Wieland den Schmied, die Nibelungen, Walther Starkhand, Kudrun und den Ortnitkreis. Er legt dabei, wie er am Schlusse selbst sagt, das Hauptgewicht auf die Herausarbeitung der stofflichen Grundlagen unserer Heldensage. Diese Absicht zeigt in einer sorgfältigen und ziemlich vollständigen Literaturangabe, in einem brauchbaren Namensverzeichnis und in einer flüssigen Aufgliederung der oft verzwickten und schwer übersehbaren Überlieferungsverhältnisse eine gewisse Erfüllung. Die — trotzdem vielleicht vermeidbare — Kehrseite ist eine gewisse Trockenheit der Darstellung, die bei einer Dichtung, die selbst uns heute immer noch fortreißen kann, naturgemäß störend wirken muß. Was nun die stofflichen Zusammenhänge selbst anlangt, so verleugnet sich in ihrer Darstellung nicht die Zugehörigkeit zu einer Schule, die durch die Namen von Wolfgang Schultz und Karl v. Spieß bestimmt wird. Bei aller Anregung, die wir aus einem Vergleiche unserer Heldensage mit entsprechenden iranischen und verwandten Überlieferungen gewinnen können, möchte ich doch davor warnen, die Vergleichung in solchem Maße auf das „Stoffliche" abzustellen, wie Mudrak es hier tut, und dabei so ausdrücklich, wie er den Anteil der geschichtlichen Helden unserer Völkerwanderungszeit an Geist und Stoff unserer Heldendichtung zu leugnen oder auf ein Mindestmaß einzuschränken. Das führt zu einer Methode, die wir für unsere mittelhochdeutschen, sogenannten „höfischen" Epen glücklich überwunden haben. Denn erstens lebt in unserer Heldensage zweifellos der Geist unserer Heldenzeit in der Völkerwanderung. Dann aber sind „stoffliche" Vergleiche von der Peripherie des Sagenstoffes her immer unzulänglich und irreführend, wenn man nicht bis an den gemeinsamen indogermanischen Kern dieser Sagen vorstößt; und das ist ohne Zweifel der arische Mythos vom Sonnenhelden, der im Märchen und in der Sage seine ent-

sprechenden Fortbildungen findet, ohne daß man das eine vom anderen abhängig zu machen braucht. Zu dieser Erkenntnis wird man aber aus der Gedankenwelt dieser Schule nicht leicht vordringen. Wie man denn überhaupt nicht immer und überall nach einer im Grunde doch überholten literar-historischen Methode „Abhängigkeiten“ suchen, sondern lieber nach gemeinsamen W u r z e l n forschen sollte — dann wird sich manches „Wandermotiv“ als selbständiger Wurzeltrieb erweisen.

J. O. Plaßmann.

G e r t r u d T h i r y, **Die Vogelfibeln der Germanischen Völkerwanderungszeit.** Rheinische Forschungen zur Vorgeschichte, herausgegeben von Herbert Kühn, Band III. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1939. 144 Seiten, 22 Abbildungen, 35 Tafeln und 7 Karten. Broschiert 23,50 RM.

Verfolgt wird in diesem mit Fundlisten und Abbildungen reich ausgestatteten Band, erstmalig in solcher Vollständigkeit, die Entwicklung der gotischen Adlerfibel und der aus ihr entstandenen, vornehmlich alamannisch-fränkischen Vogelfibeln. Ausgeschlossen und nicht behandelt wurden die nordgermanischen und vereinzelte festlandgermanische Sonderformen. Mit Hilfe schärfster Kunststilzerlegung, auch mit der ganzen Einseitigkeit der Herbert Kühnschen Arbeitsweise in der Vorzeitforschung, gelingt es der Verfasserin, die Vogelfibelarten in ein festes chronologisches System zu bringen, das der Bodenforscher notwendig gebraucht. Hier liegt der Wert des Buches.

Eingeführt in die germanische Kunst wurde die Vogelfibel nach Thiry durch die Goten im südrussischen Gebiet, wo sie diese Schmuckform neben anderen Kunstelementen der Pontischen Kultur entlehnten. Auf ihrem Westweg brachten sie die Fibel mit, die schnell eigengermanisches Gepräge erhielt und von anderen Stämmen in Sonderformen ausgebildet wurde. Vom Beginn des 5. Jahrhunderts bis um 600 ist Mittel- und Westeuropa das Fundgebiet dieser Fibeln, die an den Küsten Nordfrankreichs und Südenglands ausleben. Nur im frühen Mittelalter lebt die gotische Adlerfibel in Einzelstücken wieder auf.

Die Behandlung der Verzierungstechnik, die eingehende Würdigung fremder Einflüsse bringt eine so fortlaufende Darstellung, daß die völkischen Eigenarten über Gebühr in den Hintergrund treten. Auch die Einordnung des Fundes von Anderlingen in den Gesamtstoff befriedigt nicht. Wäre nicht bei einer so umfassenden Anlage ein Wort über die Bedeutung besonders der gotischen Adlerfibeln zu sagen? So ist das Buch in seiner vorliegenden Form für den interessierten Laien wenig geeignet. Aber es stellt ein neues notwendiges Mittel zur Chronologie dar.

Horst Ohlhaver.

Zeitschriftenschau

Geistige Arbeit, 6. Jg., Nr. 9, 5. Mai 1939. L o t h a r F. Z o tz, **Vom Urmenschen zum Gegenwartsmenschen.** Zotz behandelt die Frage, was die neue Urgeschichtsforschung über die Entwicklung der späteiszeitlichen Sapiensrassen aussagen kann, ob die Sapiensrassen aus dem Neandertaler sich entwickelt haben oder aus einer mit diesem gleichaltrigen oder gar älteren, der Sapiensart näherstehenden Menschenart. Aus seinen Ausführungen ergibt sich, daß nach der heutigen Forschungslage alles für die letztere Auffassung spricht. „Die Anschauungen der Urgeschichtsforschung, zu denen diese selbstverständlich ganz unabhängig von fossilen Menschenfunden gelangte, stützen also durchaus jene anthropologische Anschauung, die den Ahnen des jungpaläolithischen Homo sapiens foss. in älteren, nichtneandertaloiden, progressiven Menschenarten sucht. Allgemeinverständlich ausgedrückt, würde das heißen, daß „unser Geschlecht“ nicht nur um einige Jahrzehntausende, sondern wahrscheinlich um Jahrhunderttausende älter ist, als man bisher annehmen wollte.“ — **Mannus,** 31. Jg., Heft 1, 1939. W a l d e m a r H e y m, **Der ältere Abschnitt der Völkerwanderungszeit auf dem rechten Ufer der unteren Weichsel, ein Beitrag zur Widiwarierfrage.** Heym gibt genaue Fundberichte über die Gräberfelder von Gr.-Krebs (Kreis Marienwerder); Bornitz (Kreis Rosenberg) und Gr.-Jauth, ebenfalls Kreis Rosenberg. Die Keramik dieser Gräberfelder bildet trotz ihrer Vielgestaltigkeit doch eine Einheit gegenüber der der Nordgruppe, wie sie aus den Grabfunden von Altmark und Braunswalde-Willenberg bekannt ist. Die Südgruppe ist von einem Volk getragen, „das sich aus verschiedenen Teilen von Frühgermanen, Balten und Großgermanenstämmen, besonders der Wandaler, aber auch der Gepiden zusammensetzt“. Nach Heym haben wir in ihm das Volk der Widiwarier zu sehen, die Jordanes in seiner Gotengeschichte erwähnt. — W a l t h e r G e h l, **Untersuchungen im alten Godentum der Dalverjar.** Gehl hat Heiligtümer in Island untersucht und berichtet insbesondere über die Hrutshöhle, die als Kultstätte gedient hat. Am Schluß macht er folgende Ausführungen: „Seit der Arbeit Thümmels (1909) und der Veröffentlichung der Grabungsergebnisse Daniel Bruuns im selben Jahre hat die Erforschung des isländischen Tempels kaum mehr Fortschritte zu verzeichnen. Als ich mir auf meinen ersten Islandreisen in großen Zügen einen Überblick über die bekannten Tempelstätten (mit Ausnahme derer im Ostland) geschaffen hatte, kam ich zu der Auffassung, daß eine erneute Musterung des vorhandenen Materials kaum noch nennenswerte neue Ergebnisse bringen dürfte. Mit neuen Zufallsfunden ist, wie dieser Aufsatz beweist, zwar dauernd zu rechnen, für eine methodische Forschung bleiben aber m. E. im Augenblick nur zwei Wege: 1. die Ausgrabung geeigneter Ruinen, 2. die planmäßige Durchforschung eines bestimmten kleineren Gebietes. Für mich kam für meine Arbeit im Sommer **1936 und 1937** schon aus finanziellen Gründen nur der zweite Weg in Frage, obwohl er weit mühevoller ist und nicht so sichere Ergebnisse verspricht wie der erstere, der nach dem Stande der Forschung zweifellos der natürlich gegebene ist. Ich sehe auch klar, daß die auf diese Weise gewonnenen Befunde z. T. durchaus der Prüfung und Bestätigung durch Grabungen bedürfen. Wenn die Wissenschaft auf diesem Gebiete in dem bisherigen Tempo weiterschreitet, dürften darüber aber noch Jahrzehnte vergehen. Ich hoffe, daß die planmäßige Erforschung eines einzelnen Godentums trotzdem sachlich und methodisch ihren Wert behält und als kleiner Beitrag auf diesem mit Unrecht so vernachlässigten Forschungsgebiete gelten kann.“ — R o l f M ü l l e r, **Ergebnisse einer Vermessung vorgeschichtlicher Grabhügel auf der Insel Sylt.** „Die Insel Sylt ist reich an Überlieferungen, die sich an die Großsteingräber und Grabhügel als Glauben, Brauch und Sage knüpfen, und die Namensüberlieferung gibt mancherlei Beziehung zu altem heidnischen Brauchtum. O. S. R e u t e r wies in einer Buchbesprechung darauf hin, daß die Richtlage der Sylter sogenannten Thinghügel sowie der Wodanshöhen (Wednshoog und andere Namen) noch nicht geprüft sei; mit diesem Hinweis lenkte Reuter die Aufmerksamkeit auf die mögliche himmelskundliche Ausrichtung der Sylter Altertümer. Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft habe ich im Sommer 1937 eine Vermessung der auf der Insel Sylt vorhandenen Grabhügel ausgeführt, durch die einmal ganz allgemein eine planmäßige Festlegung dieser Stätten zur Durchführung kam, an die sich weiterhin dann besondere Fragen der himmelskundlichen Ortung anschließen konnten. Von rund hundert heute noch auf Sylt vorhandenen Grabhügeln sind etwa achtzig von mir durch Einzelvermessung untereinander angeschlossen, und ihre Richtlage zueinander ist bestimmt worden.“ — **Germania,** Jg. 23, Heft 1, Januar 1939. E r n s t S p r o c k h o f f, **Zur Entstehung der altbronzezeitlichen Halskragen im nordischen Kreise.** Die germanischen Halskragen der älteren Bronzezeit weisen drei Hauptformen auf: „Längsgerippte und glatte, dazu offenbar als eine Ausgleichsform solche, bei denen Rippengruppen mit glatten Flächen wechseln.“ Die beiden extremen Formen der Halskragen, die durchgehend längsgerippte und die glatte, sind aus zwei verschiedenen Wurzeln herzuleiten: „Die längsgerippte Halsringform hat man von jeher als eine germanische Umbildung von Sätzen Aunjetitzer Ösenhalsringe in einen Gesamtguß aufgefaßt ... Die glatten Halsringe dürften aber eine ganz andere Grundlage besitzen, die nicht der Aunjetitzer Kultur angehört.“ Aus dem südlichen Hannover stammen einfache Halskragen, die älter sind als die glatten, spiralverzierten des Nordens. Sie sind gleichzeitig mit der Aunjetitzer Kultur, gehören ihr aber nicht an. Es handelt sich um einen Halskragen von Göttingen und zwei Stücke von Bodenwerder bei Hameln, die von Sprockhoff abgebildet und näher beschrieben werden. Das Göttinger Stück verrät die Herkunft dieser südhannoverschen Halskragen, es ist eine bronzezeitliche Nachbildung der irischen Goldlunulae. „Die westliche Grundlage der glatten germanischen Halskragen erklärt auch die größere Häufigkeit der glatten Kragen in Nordwestdeutschland gegenüber dem mecklenburgisch-vorpommerschen Anteil des nordischen Kreises. Dieses Gebiet war damals in stärkstem Maße der Aunjetitzer Kultur hörig, in Nordwestdeutschland aber haben während der ganzen Bronzezeit nordwesteuropäische Einflüsse eine starke Wirkung ausgeübt. Wenn man den englisch-irischen Einfluß während der hier in Frage kom-

menden Zeit noch stärker belegen wollte, so brauchte man außer an den goldenen Halskragen von Schulenburg nur noch an Importstücke, wie die Beile von Sassenberg (Kreis Warendorf) im benachbarten Westfalen, die Goldscheibe von Moordorf bei Aurich, den Dolchstab von Apeldorn (Kreis Meppen) oder das Rapierschwert von Westerwanna im Lande Hadeln zu erinnern, um die enge Verbundenheit beider Gebiete gegenüber dem östlichen Deutschland hervorzuheben." — **Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung,** Bd. 66, Heft 1/2, 1939. Fr. Specht, **Sprachliches zur Urheimat der Indogermanen.** Die 74 Seiten umfassende Abhandlung von Specht ist eine gründliche Auseinandersetzung mit Studien zur indogermanischen Urheimatfrage von A. Nehring und W. Brandenstein. Nach Nehring ist das indogermanische Volkstum dadurch entstanden, daß ein mit der Pferdezucht vertrautes Volk von Asien her nach Europa einbrach und die dort sitzenden Völker unterwarf und ihnen „asiatische Kultur- und Familienformen" aufzwang. Specht hebt hervor, daß diese Ansicht Nehrings zunächst einmal keineswegs originell ist: „Die Verschmelzung zweier einander fremder Völker zum indogermanischen Urvolk ist z. B. von Feist und später ausführlicher von Güntert und Wahle vertreten worden. Auch sie lassen das Erobervolk aus Asien über Südrußland vorrücken, nur erfolgt bei ihnen die Vereinigung in Mittel- und Norddeutschland; Nehring dagegen verlegt sie nach Südrußland." Nehring tritt äußerst selbstbewußt auf, wie Specht nachweist, entspricht diesem Selbstbewußtsein nicht die Bedeutung und Gediegenheit seiner Aufstellungen. Specht führt eine große Anzahl von Wortgleichungen zwischen dem Griechischen und Altindoarischen bzw. dem Griechischen und Armenischen an. Es handelt sich um Worte, die die Berührung mit der Kultur des Orients voraussetzen; da sie sich nur bei einer Gruppe von Indogermanen finden, nicht aber gemeinindogermanisch sind, sprechen sie gegen die Ansetzung der Urheimat des Indogermanentums in Südrußland. Eingehend zeigt Specht, daß es unmöglich ist, auf Grund der Ackerbauterminologie die Indogermanen in zwei Teile zu scheiden. Zwar hält er selbst die Ackerbauterminologie für verhältnismäßig jung, doch ist sie für ihn, wie er an anderer Stelle zeigen will, „im allgemeinen noch vor der Völkertrennung geprägt worden". Den Wert der Buchengleichung für die Urheimatfrage sucht Specht gegen Bestreitung wieder sicherzustellen. Dabei behandelt er ausführlicher (S. 57ff.) die göttliche Verehrung der Eiche bei allen Indogermanen und erklärt einleuchtend den Ersatz alter indogermanischer Namen für die Eiche durch andere Baumnamen eben daraus, daß diese Namen heilig und ehrfurchtgebietend waren. Dieser Exkurs über die Eiche dient dazu, die Grundbedeutung des Baumnamens „Buche" eben als Buche zu sichern. Diese Feststellung ist bekanntlich für die Urheimatfrage von großer Bedeutung, denn hatten die Indogermanen einen alten Buchennamen, so kann ihre Urheimat nur innerhalb der Buchengrenze gelegen haben, also nicht in Südrußland oder im angrenzenden Asien. Im letzten Teil seiner Abhandlung setzt sich Specht mit Brandenstein auseinander, der viel Scharfsinn aufwendet, die Kirgisensteppe als Urheimat der Indogermanen zu beweisen. Die gründliche Nachprüfung Spechts zeigt wiederum, daß Brandensteins Annahme nicht aufrechtzuhalten ist. Durch 16 Gleichungen versucht Brandenstein eine Sonderstellung des Arischen innerhalb des Indogermanischen aufzuzeigen, doch sind alle diese Gleichungen unhaltbar. Übrigens ist Brandenstein gezwungen, für das indogermanische *médhu- „Honig" willkürlich eine andere Bedeutung anzusetzen, da in der Kirgisensteppe der Honig fehlt. Specht zeigt demgegenüber, daß, wie bisher auch allgemein angenommen, die Urbedeutung „Honig" für dieses indogermanische Wort unzweifelhaft feststeht. „Von einem Beweis, die Urheimat der Indogermanen hätte in Asien gelegen, kann trotz der Sicherheit des Tones, mit dem er (Brandenstein) für seine Ansichten eintritt, überhaupt keine Rede sein." Zur Auseinandersetzung mit Nehring ist auch auf G. Deeters' Ausführungen in „Indogermanische Forschungen", Bd. 56, 1938, Seite 138ff., zu verweisen. — **Wörter und Sachen,** Neue Folge, Bd. 2, Heft 1, 1939. Otto Paul, **Exegetische Beiträge zum Awesta.** In weitausgreifender Untersuchung packt Otto Paul die Deutung einer bisher unverstandenen Awestastelle an und deutet zwei Worte, die nur an dieser Stelle vorkommen. Seine Darlegungen sind zugleich eine Vorstudie zu einer Darstellung der Rolle der Schlange in der indogermanischen Mythologie, die er vorbereitet.

O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Juli Heft 7

Ahnenerbe – Germanenkunde

Ein Rückblick auf unsere Kieler Tagung

Eine große politische Bewegung, die revolutionär sein will, kann sich nicht damit begnügen, den Boden umzubrechen, der in dem vergangenen Zeitalter von dem Schutt lebensfremder und lebensfeindlicher Gedankenwelten und Einrichtungen überdeckt worden ist. Unmittelbar und aus dem kraftvollen Lebenswillen stammend, greift sie die vorhandenen, unhaltbar und unlebendig gewordenen Zustände unmittelbar an; denn das Leben steht keinen Augenblick still, es will gemeistert sein, und unsere erste Pflicht ist noch immer die Forderung des Tages. Aber wie jeder Tag ein Ring in einer lebendigen Kette ist, so ist auch die Forderung, die er stellt, keine voraussetzungslose Augenblickssache. Sie erheischt die Erfüllung von Aufgaben und Gesetzen, die uns von ferner Vergangenheit her und für eine ferne Zukunft gestellt sind. Sie erfordert eine ständige Ausrichtung, oder, wie wir einem der neueren Forschung entnommenen Vergleichswort sagen können, eine ständige Ortung nach jenen großen Richtpunkten, an denen wir die ewige Ordnung erkennen, in die wir hineingestellt sind. Und mit der Forderung des politischen Tages wollen und müssen wir zugleich die Gesetze jener großen Ordnung erfüllen.

Wenn unsere Kieler Jahrestagung unter dem Leitgedanken „Politik und Wissenschaft" gestanden hat, so können wir wohl, wenn wir beide Begriffe recht verstehen, sie als den Ausdruck jener beiden Forderungen ansehen, die dem einzelnen und der Gemeinschaft im Laufe der Tage und Jahre gestellt sind. Eine Zeit freilich, die unter „Politik" nichts anderes verstand als das notdürftige Inganghalten eines Mechanismus, dessen Lebenszweck mit einem scheinbar reibungslosen Ablauf erfüllt zu sein schien, eine solche Zeit hatte, bei aller scheinbaren „Förderung der Wissenschaften" kein echtes und inneres Verhältnis zur wirklichen Wissenschaft. Und eine Wissenschaft, die ihren Zweck mit einer toten Stoffanhäufung, mit einem Rückzug in das Gebiet der „reinen Betrachtung" oder gar mit einer lärmenden Zurschaustellung sogenannter „Probleme" für erfüllt hielt, konnte nie und nimmer einen lebendigen Einfluß auf die Politik ausüben, wenn man unter dieser die tatbereite Erfüllung völkischer Lebensgesetze versteht. Die verflossene Zeit des Parlamentarismus hat uns eine Anzahl von Typen beschert, die eine wissenschaftliche Laufbahn als bequemen Ausgangspunkt für eine politische Geschaftlhuberei größten